



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

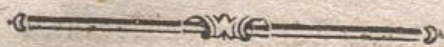
Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels

Villaume, Peter

Frankfurt und Leipzig, 1786

II. Theil. Das Gute ist die Quelle des Uebels

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49712](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49712)



III. Buch.

Von dem Ursprung des Uebels.

II. Theil.

Das Gute ist die Quelle des Uebels.

I. Kapitel.

Vorläufige Betrachtungen.

Ein gutes Messer ist kein anders, als ein scharfes Messer in seiner Art. *) Das Messer also ist gut, weil es scharf ist; seine Güte besteht in seiner Schärfe. Ein stumpfes Messer ist schlecht, eben weil es stumpf ist. Welches von beiden Messern aber wird, wenn es durch Unglück, oder Unbedacht, in die Finger, oder den Leib, oder das Kleid, oder eine kostbare Schilderei kömmt, den

*) Ich bitte den gelehrten Leser um Vergebung wegen der Gemeinheit meines Vortrages. Ich wünschte auch Ungelehrten zu nützen; und derentwegen muß ich manches sagen, das der Philosoph gern entbehren, und ich ihm gern ersparen würde.

den größten Schaden anrichten? Nicht so, das schlechte wird wenig oder gar keinen Schaden thun, das gute aber wird tief hinein fahren, eben weil es gut ist? Das ist doch richtig. Also finden wir hier, daß das Gute Schaden kann, und zwar desto mehr, je besser es ist. Sollte das wol mit andern Dingen auch so seyn? Wir wollen sehn.

Diese Arznei, sagt ein gutherziges Weib, hat mir bei meiner Krankheit geholfen; sie ist gut; sie wird ihnen also nicht schaden, und sie können sie ohne Furcht brauchen. Dieses Arzneimittel aber ist eine hitzige Stärkung. Der Geberin ist es gediehen, weil sie an Erschlaffung und Schwäche krank war. Diese aber, der sie es empfiehlt, liegt an einer Entzündung darnieder. Ihr Blut ist in Wallung, die Theile sind gespannt. Erweichende, erschlafende und kühlende Arznei ist ihr nöthig. Wenn sie die empfohlene nimmt, wird diese, weil sie eine hitzige Stärkung ist, weil sie jener bei ihrer Schwäche heilsam war, noch größere Spannung, noch heftigere Entzündung verursachen, und das Uebel vermehren.

Ein großer Strom, wie etwa die Elbe oder der Rhein, sind besser als einer kleiner Bach. Sie haben reiche Fischereien, befördern die Handlung

lung durch Schiffahrt. Der Bach thut keinen von diesen wichtigen Diensten. Die Vortheile des Flusses bestehn in seiner Größe. Nun aber thut auch der Bach keinen, oder nur sehr geringen Schaden. Kein Schiff sinkt darauf unter, kein Mensch verliert darin das Leben; denn wenn jemand hineinfällt, richtet er sich nur mitten im Wasser auf, und ist in Sicherheit. Seine Uberschwemmungen reichen nicht weiter als einige Fuß von seinen Ufern. Der Fluß verschlingt Fahrzeuge, Reichthümer und Menschen; er überschwemmt ganze Gegenden, verheeret Felder und Wohnungen. Schrecken und Bestürzung überfällt die Nachbarschaft; Menschen und Vieh und Feldfrüchte gehn verloren. Dämme vermögen nicht immer ihn in seinem Bett zu erhalten, er übertritt, oder bricht sie durch. Der schreckliche Eisgang reißt Pfeiler und Brücken und Ufer hin, und alles, was er auf seinem Wege antrifft.

Also thut der bessere Fluß auch den größten Schaden; und zwar schadet er durch eben die Eigenschaft, wodurch er dient. Seine Größe macht ihn nützlich, trägt schwerbeladene Fahrzeuge, nährt die Menge der Fische; und eben seine Größe ist es, die ihn furchtbar macht, und alle die ungeheuren Verwüstungen anrichtet. Dem Bache fehlt die Kraft zu schaden, weil er

die

die Kraft zu dienen nicht hat. Seine Kleinheit macht ihn mild und unnütz. Also ist die nützliche und schädliche Kraft eine und eben dieselbe; Nutzen und Schaden, Gutes und Böses fließen hier aus einer Quelle.

Sollte es nicht allenthalben also seyn? Wenn man recht nachdenkt, so findet man, daß es so seyn muß. Gutes thun ist wirken, und wirken erfordert Kraft. Nun aber wirkt jede Kraft, sobald sie in Bewegung gesetzt wird, und einen ihr angemessenen Gegenstand hat. Das ist ein nothwendiges Gesetz. Es kann aber geschehn, daß der Gegenstand nicht der rechte sey, daß die Kraft zu heftig wirke, so erfolgt nothwendig eine unrechte oder eine übermäßige Wirkung; und in beiden Fällen entsteht Uebel. Z. B. wenn ich mich in die Hand schneide, so hat die Kraft, d. h. die Schärfe des Messers, einen für mich unrichten Gegenstand bekommen. Eben so ist mit der unricht angebrachten Arznei. Wenn der Fluß die Gegend weit umher überschwemmt, so ist seine Menge Wassers, oder seine Kraft zu groß geworden, und hat seine Schranken überschritten.

Wir sehen hieraus, daß das Gute das Uebel erzeugt; und zwar auf eine zwiefache Weise; nemlich 1) durch Uebermaß, 2) durch unrechte Anwendung.

Nun wollen wir die Kräfte der Natur, der Thiere und des Menschen untersuchen, um zu sehn, ob die wohlthätigen Kräfte alle, in der That, Uebel erzeugen.

II. Kapitel.

Die wohlthätigen Kräfte in der Natur erzeugen Uebel.

Das Feuer thut uns die wichtigsten Dienste; es erhält die Flüssigkeit des Wassers, und macht Pflanzen und Früchte wachsen. Ohne dasselbe würde unser Blut stocken, unsre Glieder erstarren, und unser Leben verloren gehn. Es erwärmt unsre Zimmer, erweicht unsre Speisen, macht die Metalle biegsam und sogar flüßig. Mit einem Wort, in der Natur ist das Feuer unentbehrlich, und seine Dienste sind unzählbar. Diese leistet es uns durch seine auflösende Kraft. Allein eben diese Kraft zerstört unsre Glieder, verzehrt unsre Habe und Wohnungen, wenn wir unbehutsam mit demselben umgehn. Das Feuer richtet unsägliche Verheerungen an, durch seine wohlthätige Kraft.

Härte und Schwere sind zwei überaus nützliche Eigenschaften der Steine, der Metalle, ic.
Wären

Wären diese leicht und weich, so könnten sie uns die Dienste nicht leisten, die wir von ihnen erhalten. Allein ihre Härte und Schwere machen sie uns sehr furchtbar, wenn sie auf uns fallen oder geworfen werden, oder wenn wir darauf stürzen.

Wein ist zur schnellen und augenblicklichen Stärkung besser als Wasser, weil er viel Feuer oder Geist enthält. Dadurch spannt er die Theile an, und treibt das Blut geschwind herum. Allein eben dieses Feuer macht Entzündungen, treibt das Blut zu heftig, verursacht das Beben der Nerven, das den Körper und den Geist in Unordnung bringt. Eben durch diesen Reiz und diese Hitze wird er der Gesundheit, dem Leben, und der Vernunft gefährlich. Eben weil er schnell und stark die Nerven reizt, erschöpft er bald die Kräfte und erzeugt Erschlaffung. Diesen Schaden wird das Wasser nicht thun, weil es die Kraft nicht hat, die Dienste des Weines zu leisten. Es erweckt nicht, wie jener, den Geist, die Munterkeit. Seine Kraft besteht in Kühlung; es stillt die Wallungen des Blutes, es troknet den Schweiß, es zieht die durch Wärme erschlasten Theile wieder zusammen. Eben dadurch aber, durch diese heilsame Kraft, hemmt es die Ausdünstung, und macht Stokkungen in der Lunge, Stich- und Schlag-

flüsse, Darmgicht, Auszehrungen. Seine heilsame Kraft, seine Kühlung, richtet schreckliche Verwüstungen durch die Verkältung an. Das Gute erzeugt das Uebel.

Fleisch gibt mehr Nahrung als Brod, beschwert aber eben deswegen sehr leicht den Magen und das Blut mit überflüssigen Säften, die Fäulniß, Gährung verursachen, Ausschläge und faule Fieber erzeugen. Brod wird dem Kranken höchst selten untersagt; sehr oft aber das Fleisch, eben weil es nahrhaft, stärkend ist; weil die schwachen Gefäße den Ueberfluß nicht gehörig vertheilen könnten.

Der Wind hat eine große Stärke, und verschafft uns großen Nutzen. Er treibt Mühlen und Schiffe, reinigt die Luft, erhält sie durch die Bewegung, und bewahrt sie vor Fäulniß; zerstreut schädliche Nebel, führt wohlthätige Wolken herbei. Allein, eben diese heilsame Bewegung reißt Bäume und Wohnungen nieder; wirft vor der Zeit das Obst herunter; zerbricht die Zweige; deckt Häuser ab; wirft dem Menschen die Ziegel auf den Kopf; schwellt Flüsse und Meere auf, so daß sie große Ueberschwemmungen anrichten; facht Feuerbrünste schrecklich an; treibt Heerden in Sümpfe und Seen, wo sie umkommen; verweht die abgemähten Saaten,

Saaten, und den lang erwünschten Regen; treibt reich beladene und stark bemannte Schiffe auf Klippen und Sandbänke; bringt uns aus fernen Gegenden erstarrenden Frost, stikkende Hitze, verderblichen Hagel, und tödtende Seuchen. Und — er thut Gutes und Böses durch eine und eben dieselbe Kraft, durch die Bewegung der Luft. Das Gute erzeugt das Böse. *).

II. Kapi.

*) Die gemeine Vorstellungsart ist, daß das Gute gut ist, und kein Uebel erzeugen kann; Was gut ist, kann nicht schaden; daß das Uebel nicht nützlich seyn kann. Beide sind also etwas absolutes, für sich bestehendes. Die Menschen wundern sich, wenn man ihnen sagt, daß es kein absolutes Gute, kein absolutes Uebel gibt; daß beide nur die verschiedene Anwendung einer und derselben Kraft sind, die ihrer Bestimmung und ihrer gewöhnlichsten Wirkung nach wohlthätig ist. Und doch liegt diese Lehre vor Augen. Ein jeder braucht Dinge, die er sonst als Uebel ansieht, in der Absicht, Gutes damit zu bewirken. Es sollte wol wenigen unbekannt seyn, daß man in der Medicin Gifte braucht — und im Moralischen nehmen sie selbst zu dem Uebel ihre Zuflucht, in der Hofnung, daß es Gutes hervorbringen soll. Sie strafen ungehorsame Kinder, um sie zum Guten zurück zu führen. Strafe ist doch ein Uebel, es ist Schmerz; manchmal nützet sie, und ihren Nutzen bewirkt eben das Uebel, der Schmerz. Also erzeugt das Uebel Gutes; Gutes und Uebel sind nichts absolutes, für sich bestehendes — das sind

Die wohlthätigen Kräfte in den Thieren
erzeugen Uebel.

Der Ochse, das Pferd, der Hund sind sehr wichtige Geschenke des Schöpfers. Die Kühnheit und Schnelligkeit des Hundes, und seine Raubsucht; die Stärke und der Muth des Pferdes und des Ochsen, sind zu unserm Dienste vortrefliche Eigenschaften. Allein — gerade diese Kühnheit, diese Raubsucht des Einen, diese Stärke der Andern, richten manchen Schaden an: mit seinem Huf schlägt das Pferd den Menschen zu Boden; der Ochse durchbohrt ihn mit seinen Hörnern, und der Hund kann ihn erwürgen. Die unbestechliche Treue dieses letztern gegen seinen Herrn ist jedem andern gefährlich.

Wenn

sind tägliche Erfahrungen, Dinge, die wir immer vor Augen haben; und doch hat man eine Theorie von dem Uebel, die dem ganz widersprechend ist.

Es ist mir manchmal in dem Fortgange meiner Arbeit so zumuthe gewesen, als wenn ich alles, was ich geschrieben hatte, zerreißen wollte; denn mich deuchte, alles, was ich sagte, wäre trivial, und dem geringsten Menschen bekannt, weil es etwas alltägliches ist. Ich mußte mir erst durch Beobachtung beweisen, daß diese Lehre nichts gemeines ist.

Wenn das Pferd mit dem schwerbeladenen Wagen in vollem Lauf ist, kann es sich nicht geschwind genug halten, und es zertritt den Unglücklichen, der ihm nicht geschwind genug aus dem Wege gehn kann. Je stärker, je mächtiger, und je brauchbarer sie also sind, desto furchtbarer sind sie auch. Das Schoosshündchen, das nicht schaden kann, kann auch nicht dienen. Der alte stumpfe Gaul wird Niemanden überfahren, nie den Koller kriegen; aber er zieht auch nur schwach und langsam. Der Schäfer, der Jäger brauchen starke muthige Hunde, die ohne die strenge Zucht, den Menschen anfallen und zerreißen möchten; wenigstens haben sie Kraft dazu. Wer schnell fortkommen will, spanne muthige Rosse vor seinen Wagen; er halte aber ja die Zügel fest, sonst werden seine feurigen Rosse flüchtig, werfen die Last ab, zerbrechen den Wagen, und schleifen den Führer nach sich. Dies Unglück hat man mit keinem matten Karrengaul zu besorgen.

Die Kraft zu schaden möchten sie immer behalten, denn sie ist zu ihrer Brauchbarkeit nothwendig; aber den Willen zu schaden müßten sie nicht haben; der ist doch nicht brauchbar!

Ziel.

Vielleicht; wenigstens ist bei dem Hunde die Treue für seinen Herrn, von diesem bösen Willen gegen jeden andern unzertrennlich.

Ochsen und Pferde können, wenn sie gejagt werden, wenn sie nach dem Weibchen laufen, letztere, wann sie zum Dienst des Menschen eilen, Menschen und Vieh umrennen, zertreten, großen Schaden thun, ohne schädlichen Willen zu haben.

Ueberhaupt Willen bei Thieren! *) Wissen, was Gut, oder was Uebel ist? Allein — wenns nicht Willen heißen soll, so ist es doch Trieb, und die Frage bleibt. (S. III. Buch. III. Th. II. Kap. V. Artikel.)

*) Wie können wir bei Thieren einen Willen vermuthen, da wir so oft empfinden, daß wir ohne Willen, und manchmal wider unsern Willen handeln?

IV. Kapitel.

Die wohlthätigen Kräfte in dem Menschen erzeugen Uebel.

Mit den menschlichen Kräften verhält sich eben so; sie wirken Gutes und Böses. Ich muß aber zeigen, daß die wohlthätigen Eigenschaften Böses bewirken. Vorher aber will ich bestimmen, was ich unter den Kräften des Menschen verstehe.

Kraft ist, was etwas hervorbringen oder bewirken kann. Der Mensch kann mehr thun, als irgend ein ander Geschöpf auf Erden; er hat also mehr Kraft, als kein andres. Er reißt den Schooß der Erden auf, bricht Felsen, zerstört Wälder, thürmt hohe Denkmäler auf, macht Erde und Pflanzen und Thiere fruchtbarer, mißt die Bahn der Gestirne, erforscht die Geheimnisse der Natur, macht Gesetze, besingt die Tugend und den Schöpfer des Weltalls. Er hat also vielerlei verschiedene Kräfte.

1) Die Leibeskräfte, die in Stärke und Behendigkeit bestehn.

2) Die

2) Die Verstandeskräfte, durch welche er die Wahrheit erforscht, Pläne entwirft, und die Mittel zur Ausführung findet. Diese sind die ausschließenden Kräfte.

3) Die thätigen Kräfte, oder Triebe. Hierunter gehören a) das Gefühl oder die Empfindung überhaupt. b) Die Neigungen; c) die Leidenschaften, als Zorn, Ehrbegierde, Geldgeiz, Selbstsucht, Neid, Furcht, Hoffnung; d) die Gefühle, die die Art der Ausführung bestimmen; als Vertrauen in sich selbst, oder Kleinmüthigkeit; Muth, oder Furchtsamkeit; Festigkeit, oder Wankelmuth; Beständigkeit, oder Leichtsin.

Ich will die Nuzbarkeit oder Schädlichkeit aller dieser Kräfte untersuchen. Dieses Vorhaben ist keine Abweichung von meinem Plan, weil ich die Quellen des Uebels untersuche. Es wird Licht über die Lehre von dem Menschen verbreiten; vielleicht finden wir die Quellen seiner Fehler und Laster, und lernen solche beurtheilen und vermeiden. Wir hätten also einen doppelten Nutzen von dieser Untersuchung.

I. Artikel.

Von der Leibesstärke.

Die Leibesstärke ist ein wünschenswerthes Gut; durch sie ist der Mensch im Stande, tausend nützliche Arbeiten vorzunehmen und auszuhalten; durch sie erhält die Gesundheit Festigkeit und Dauer. Selbst der Gelehrte, der Staats- und Geschäftsmann, die keine Leibesarbeit thun, brauchen einen gesunden, starken Leib, wenn sie nicht unter ihrer Geistesanstrengung, ihrem Nachdenken, ihren Plänen, und deren Ausführung erliegen sollen. Eine gewisse Leibesstärke ist zur Ausübung der Tugend nothwendig. Ein sicheer Körper stört die Seele in ihren Verrichtungen; die Schwächlichkeit des Leibes schlägt die Seele nieder, benimmt ihr den Muth, kann die Absichten der Seele nicht ausführen, raubt dem Gemüth die Frölichkeit, und mit derselben die Lust, Gutes, und überhaupt etwas zu thun, macht den Menschen misämthig, verdrossen, furchtsam, scheu, empfindlich, übelnehmerisch, zornig. Ein fester, starker Leib erleichtert jede Handlung.

Allein, dieses vortrefliche Geschenk Gottes hat seine Fehler.

I. Band.

G

Ein

Ein vorzüglich starker Leib hat selten eine feine Bildung; weil jeder Theil stark ist, und etwas hartes hat. Dieses bestätigt die tägliche Erfahrung. Bei dem andern Geschlecht ist das auffallend. Ein schlanker Wuchs, zarte Hände, ein feines Füßchen sind nicht stark. Selten hat eine schöne Dame eine feste dauerhafte Gesundheit, und noch seltener einige Kraft, etwas zu thun oder auszuhalten. Wie leicht greift die Hitze oder Kälte, der Wind oder der Regen ihren zarten Bau an. Ein stämmiges Bauermädchen, das Meilen geht, und Lasten trägt, das nicht nach dem Wetter steht, um eine Reise vorzunehmen, das selten einmal krank ist, von Schwindel und Ohnmachten nichts weiß, ist in seinem Bau nicht fein, hat eine breite Taille, dicke Hände, starke Füße, eine harte Haut, und eine braune Farbe; das ist nicht sehr hübsch. Dieser Mangel an Feinheit ist nun freilich kein großer Schade; unsre Damen halten ihn aber für ein großes Unglück, das sie, auf Kosten ihrer Kräfte und ihrer Gesundheit, abzuwenden suchen.

Gemeiniglich ist ein starker Mann steif und ungelentig; die Fibern und Theile seines Leibes sind hart, dick, und daher unbiegsam; das ist eben, was seine Stärke ausmacht. Wir finden

den auch, daß der Schmied, der Ackermann ziemlich unbeholfen und schwer sind. Dadurch gehn ihnen große Vortheile ab. Sie sind in ihren Bewegungen langsam, und vieler nützlichen Berrichtungen, die Behendigkeit erfordern, unfähig. Das Schreiben, z. B. geht ihnen schwer vonstatten, weil ihre Finger starr und schwer sind. Die Fabel erzählt, daß Herkules die Spindel zerbrach, als er, seiner Geliebten zu Gefallen, spinnen wollte.

Die Stärke eines dauerhaften Leibes ist ein gefährlicher Reiz zu Ausschweifungen, Unmäßigkeit und Undesonnenheiten. Man verläßt sich auf seine Festigkeit, man bestürmt seine Gesundheit, und erliegt zuletzt. Mancher würde ein gesundes, langes und nütliches Leben geführt haben, wenn er gleich die Folgen seiner ersten Thorheiten gefühlt; der aber, weil er sich über die Strafen der Zügellosigkeit hinweg glaubte, in der Blüte der Jahre dahin gewelkt ist. Er empfand, nach den ersten Ausschweifungen keine Ungemächlichkeit, er ward dreist; lang blieb die Strafe aus, endlich aber kam sie, und ward schrecklich. Die Schwachheit hingegen macht furchtsam, man sieht sich vor, und die Vorsicht erhält die Gesundheit. Manche zarte Person erreicht ein hohes Alter, indes daß mancher

fernhafter Mann in der Jugend stirbt. Dies bestätigt wiederum die Erfahrung. Schwächliche Leute sind gemeiniglich mäßig, und ein großer Theil derer, die sich durch einen festen Leibesbau auszeichnen, sind zu Ausschweifungen geneigt.

Die Festigkeit, die manche Unpäßlichkeiten und Krankheiten abhält, wird von den Krankheiten, die sie ergreifen, desto härter mitgenommen. Deswegen rühmt sich das schöne Geschlecht gegen uns, es könne mehr, als wir Mannsleute aushalten. Es ist wahr, ihre vielen Unpäßlichkeiten sind ihnen mehrentheils kaum anzusehn. Wir werden viel seltener angefallen; wenn es aber uns trift, liegen wir darnieder. Ein zartes Gewebe wird oft verschoben; weil es aber zart ist, gibt es nach, und bricht nicht. Ein festes widersteht lang; wenn aber die Gewalt den Widerstand überwindet, so bricht es. Jeder Windhauch beugt das Rohr; die Eiche steht vor dem Sturm; wenn aber der Orkan kömmt, wird sie aus den Wurzeln gerissen. Die Kanone, die Mauern niederwirft, thut dem weichen Rasen wenig Schaden. Die Stärke und Härte der Fasern und Theile, die manche Krankheiten abhält, macht andre weit gefährlicher, als bei einem weichen

IV. K. Kr. im Menschen. 1. Art. Leibesst. 101

weichen Körperbau. Von der Art sind alle Entzündungen. Weiche Theile geben der Geschwulst nach; stärkere machen die Krankheit weit schmerzhafter und gefährlicher.

Je fester und stärker die Theile sind, desto seltner werden sie beschädigt; aber desto schwerer auch wird die Genesung, wenn sie einmal leiden. Aus diesem Grunde ist ein zartes Kind in dem Augenblick krank, und in dem Augenblick wieder gesund. Je älter es wird, desto schwerer und langsamer geschieht beides, weil alle Theile fester werden. Diese Festigkeit widersteht den verderblichen Kräften, aber auch den heilsamen Arzneien; diese und die heilsamen Säfte können nicht leicht durchdringen. Alte Leute werden weit seltener von Seuchen ergriffen; ihre Wunden, Quetschungen, Verrenkungen, Beinbrüche sind aber auch viel schwerer zu heilen.

Die Leibesstärke, die den Menschen in den Stand setzt, nützliche Arbeiten zu verrichten und auszuhalten, setzt ihn auch in den Stand, schädliche Unternehmungen zu wagen und auszuführen; Ungerechtigkeiten, Grausamkeiten zu begehn. Der Starke arbeitet mehr, und schlägt heftiger; er fühlt seine Kraft, und hat Muth zu nützlichen Unternehmungen, aber auch zu Gewaltthatigkeiten und Händeln. Seine Kühnheit

führt ihn endlich zu Unternehmen, die ihm selbst schädlich werden. Milo, sagt die Geschichte, ward ein Opfer seiner Stärke. Er wollte eine Eiche spalten, lösete den Keil, und blieb mit den Händen gefangen. Ein schwächerer hätte dieses Unglück nicht gehabt. Mancher ist lahm geschlagen worden, oder hat sonst Schaden genommen, weil er sich auf seine Stärke verließ, und tolle Unternehmungen wagte.

2. Artikel.

Von der Behendigkeit.

Schnelligkeit und Behendigkeit sind auch sehr wünschenswerthe Eigenschaften. Zu manchen nützlichen und angenehmen Verrichtungen sind sie unentbehrlich. Dem Schreiber, dem Maler, dem Tänzer sind sie, sowohl als vielen andern nothwendig. Selten aber sind sie mit Stärke in einem vorzüglichen Grade verbunden; sie können es nicht, weil sie in der Weichheit und Beweglichkeit der Theile, die Stärke aber in der Härte und Festigkeit derselben besteht. Nun aber kann ein Ding unmöglich zugleich weich und hart, fest und biegsam seyn. Die Behendigkeit kann selten schwere, harte Arbeit anhaltend

tend ertragen. Manchen hat sie zu Vübereien verführt, weil sie ihm solche erleichterte. Sie hat Gaukler, Lustspringer, Poffenreisser und Beutelschneider in die Welt geboren; und wie viel Waghälse mag sie hervorgebracht haben, die ihre Glieder und ihr Leben, ohne Noth, aus Uebermuth, aus Unbedacht, um sich zu zeigen, auß Spiel setzten?

Und so istß mit einer jeden Kraft und Fertigkeit; jede kann ein Reiz werden, der den Menschen zu Thorheiten verleitet, und ihn ins Verderben stürzet. Wer fechten kann, und sich etwas auf seine Geschicklichkeit darin zu Gute hält, wird selten ohne einigen Schaden wegkommen. Unter denen, die im Wasser verunglücken, sind die mehresten gewiß Schwimmer, die sich auf ihre Geschicklichkeit verlassen, und einen schweren Versuch wagen. Der Ungeschickte pflegt davon zu bleiben. Eben so istß mit der vorzüglichen Geschicklichkeit im Reiten, im Klettern, und allerlei andern Uebungen.

Alle diese Fertigkeiten sind gut, nützlich, vortreflich, und in manchen Fällen nothwendig. Sie können aber leicht schädlich werden.

Die Geschicklichkeit erzeugt die Gefahr nicht; die Verwegenheit, der böse Wille

thuns. Richtig; die Verwegenheit aber und der böse Wille würden ohne die Geschicklichkeit nicht entstanden, oder unterdrückt worden seyn.

Freilich gibt diese zu jenen Anlaß, erzeugt aber solche nicht nothwendig. Das ist wahr. Die Antwort auf diese Frage muß man da suchen, wo ich von den Trieben handle.

Weichheit und Schlafheit der Theile ist in der Kindheit und Jugend nöthig, damit die Fasern sich ausdehnen, Nahrung annehmen, und der Leib wachsen möge; damit alle Theile sich in die Uebungen schikken, und gebildet werden können. Sie setzt das Kind und den Jüngling in den Stand, schreiben, Instrumente spielen, tanzen, und alles, was man will, zu lernen. Allein sie ist auch die Ursach der Schwäche der Kindheit, ihres Leichtsinns, ihrer Empfänglichkeit übler Eindrücke, sowohl als der guten.

Mit den Jahren nehmen alle Theile an Festigkeit zu; und diese Festigkeit bringt Stärke, Aushalten, Beständigkeit, schwächt die Eindrücke, und gibt dem Menschen mehr Herrschaft über sich selbst. Allein sie schwächt die guten Eindrücke, wie die übeln. Wenn ein Mann schwerer zürnt, als ein Kind, so ist er auch schwerer erbittlich;
wenn

wenn er nicht so leicht sich betrübt, so freist er sich nicht so leicht. Je fester die Theile werden, desto weniger Nahrung nehmen sie an, und desto geringer wird das Wachsthum, bis es endlich ganz aufhört. Jedes Glied wird schwerer und steifer, und zur Uebung unfähiger. Wenn die Jugend nachlässig verschleudert worden ist, wirds in männlichen Jahren zu spät, etwas zu lernen, was eine körperliche Uebung erfordert, als Schreiben, Instrumentespielen, u. s. w.

3. Artikel.

Von der Schönheit.

Die Schönheit macht beliebt, und ist für manchen eine vortheilhafte Empfehlung. Sie vergnügt, die sie sehn. Wie Viele aber hat sie zu Narren und Gecken gemacht; wie Viele zu Ungerechtigkeiten, zu Gewaltthätigkeiten verführt; wie Viele in verderbliche, schändliche Laster gestürzt; Wie manchen guten Jüngling hat eine Nichtswürdige, eine Furie unter dieser verführerischen Larve, bethört? Wie manches bedauernswürdige Mädchen hat ihrer unseligen Schönheit ihr Unglück, ihre Schande, und vielleicht ihre Niederträchtigkeit zu verdan-

ter Wie oft hat die Schönheit Städte und Län-
der unglücklich gemacht, verheert?

Und wie hat sie solches bewirkt? Durch
ihre wohlthätige Eigenschaft; dadurch, daß
sie gefällt.

Dadurch erweckt sie Vergnügen in dem, der
sie sieht, und Neigung und Liebe gegen den, den
sie besitzt. Jener empfindet ein Verlangen, zu
gefallen und zu besitzen. Dieses Verlangen ist
vortreflich; es ist das Mittel, wodurch der
Schöpfer und Erhalter der Welt seinen Haupt-
zweck, die Vermehrung des Lebens, erreicht.
Es ist die Quelle von seligen und edeln Empfin-
dungen. Der Wunsch zu gefallen erzeugt Er-
gebenheit in den Willen des, dem man gefallen
will; Gefälligkeit, die der größten Aufopferung,
der äußersten Anstrengung fähig ist. Man lasse
den Gegenstand der Liebe Tugend empfinden, so
wird der Liebende gewiß tugendhaft werden,
wenn ers auch nicht ist. Gesezt aber, der Ge-
genstand ist lasterhaft, so sind die Folgen offenbar.
Es braucht nicht lasterhaft zu seyn, es kann gut,
sehr gut seyn. Es wird doch aber immer Nei-
gungen und Freunde haben; es wird sich auch
in manchen Stücken irren. Diese Irthümer
werden sich dem Liebenden mittheilen; denn
wenn die Geliebte unrecht sieht, und sich für
den

den Irrthum interessirt, so wird der Liebende gewiß verblindet werden, oder doch so reden und handeln, als wenn er es wäre. Die Reigungen der Geliebten gehn in den Liebenden über. Sie hat Freunde, und ist für solche partheilisch; diese Partheilichkeit muß auch der Liebende zeigen. Gesezt nun der Liebende ist Obrigkeit, Richter, Regent; die Geliebte ehrsüchtig, buhlerisch, begierig; — was wird daraus entsehn? Das sind die Früchte der Begierde zu gefallen, der Gefälligkeit.

Und die Begierde zu genießen —? Sie ist an sich gut, vortreflich, Gesez der Natur, Wohlthat für die Lebenden, und für die, die Leben daraus schöpfen! Und doch stellen sich Verführung, Ueberraschung, Hinterlist, Gewalt, Entführung, Verfolgung in die Reihe! Gesezt einer von beiden Liebenden ist verlobt, verheirathet; sie können es beide seyn; gesezt sie sind von ungleichem Stande; der eine ist arm und der andre reich; die Eltern eines Theils sind eigensinnig; gesezt der eine liebt, und wird nicht wieder geliebt; gesezt der Liebende hat Macht, ist Fürst, die Geliebte ist die Braut, die Gattin eines Untergebenen oder Unterthanen! Ich mag nicht weiter gehn. Nehmet diese Uebel weg, da beraubet ihr die Schönheit und die Liebe ihrer ganzen beseligenden Kraft.

Gesezt

Gesetz aber beide Liebende sind frei, gleich, erhalten die Einwilligung der Eltern, sind im Stande, eine Familie zu erhalten — nicht wahr, diese Liebe ist billig, gut, lobenswürdig? Und doch ist sie eben das, was sie in jenen Fällen ist; nichts, nichts anders, als — die Umstände. Also ist das Uebel der Liebe nicht in ihr selbst, sondern nur in den Umständen.

Also ist Liebe, Schönheit ein wünschenswerthes Gut, kann aber viel Unheil anrichten, und richtet es durch ihre wohlthätige Kraft an. Die wohlthätige Kraft erzeugt Uebel, durch ihre Anwendung auf einen unrechten Gegenstand.

Selbst den Thieren wird die Schönheit und ihre andern Vorzüge nachtheilig. Die armen Schmetterlinge werden zu Tausenden aufgespießt; selbst kleine Buben thun ihnen die größte Marter an, weil die armen Dingerchen so schön sind. Unnütze, auch sogar schädliche Thiere läßt man laufen, oder man tödtet sie in der Geschwindigkeit, um des Geschmeißes loszuwerden. Schöne, angenehme, brauchbare Thiere fängt man ein, setzt man in Kerker, oder überladet sie mit Arbeit. Die Schwalbe läßt man fliegen, und die Nachtigall wird in den Käfig gesetzt. Ratten und Mäuse schlägt man todt, den

den Hirsch aber quält man einige Stunden, ehe man ihm den Fang gibt, weil er so schnell laufen kann. Das Pferd wird gesattelt, und an den Wagen gespannt, weil es zum Dienst vortreflich ist. So sind die Vorzüge überall Ursach der Sklaverei, der Verfolgung, der Qual. Die geschmacklosen Fische wirft der Fischer wieder in das Wasser — die Forelle aber wird gekocht.

Il n'est pas toujours bon d'avoir
un haut emploi.

Es ist nicht immer gut, in hohen Würden zu stehn, sagt La Fontaine. Das ist in der Natur eben so wahr, als in der bürgerlichen Gesellschaft. Ueberall ist es gut, nicht allzu hoch zu stehen, und sich nicht zu sehr auszuzeichnen.

Medium tenuere beati.

4. Artikel.

Von der Größe.

Die Leibesgröße ist gut; man kann weit reichen, große Schritte thun, und schnell fortkommen, über andre wegsehn, über Graben schreiten. Allein ein großer Mensch fällt schwer und gefährlich, er kann sich durch schmale und niedrige

niedrige Oefnungen nicht drängen, noch gut sich bücken. Er ist öfters schwerfällig.

Den Kleinen hingegen hält der geringste Graben auf, wenn er nicht geschickt im Springen ist; die kleinste Erhöhung, ein Mensch der vor ihn tritt, benimmt ihm die Aussicht. Er kann nichts erreichen.

Allein er kann gut fortkommen durch schmale Oefnungen, unter Brustwehren durchkriechen, in der Gefahr ist er leichter zu verbergen. Wenn der Große leicht die Höhe erreicht, so erreicht der Kleine leicht die Erde. Er fällt nicht gefährlich.

5. Artikel.

Von den Verstandeskräften.

Gute Verstandeskräfte, Geist, Kenntniß, Erfindungsfähigkeit, Einbildung, Gedächtniß sind vortrefliche Gaben. Sie sind, die den Menschen von den Thieren unterscheiden, die des ersteren ganze Größe und Würde ausmachen. Durch sie erleuchtet ist er im Stande die Erde fruchtbar zu machen, die reißenden Thiere zu vertreiben, Künste und Wissenschaften zu erfinden

IV. K. Kr. im Menschen. 5. Art. Verstkr. III

finden und zu brauchen. Sie lehren ihn Gutes und Böses unterscheiden, jenes wählen, und dieses fliehen.

Der Kluge weiß in der Noth Erleichterung, Rettungsmittel zu finden; und im Wohlstande, solchen zu erhalten, zu vermehren, und recht zu genießen; seine Arbeit leicht zu verrichten, und nutzbar zu machen. Seine Unternehmen gelingen, weil er Mittel zu finden, Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, den kürzesten Weg zu wählen versteht. Will er dienen, so kann er's gewiß, denn er hat Einsicht; er lehrt und führt die Jugend, gibt dem guten Rath, der in Verlegenheit schwebt; er weiß die Menschen zu regieren. Es kann nichts vortreflicheres gedacht werden, als ein guter Verstand.

Mit einem eingeschränkten, schwachen Kopfe ist nichts anzufangen; er weiß nichts anzugreifen, versteht nichts, sieht die deutlichsten Dinge nicht ein, und verwechselt das, was am meisten unterschieden ist; macht alles verkehrt, schadet, bei dem besten Willen; hindert, wenn er helfen, und verwirrt, wenn er rathen will. Es geht ihm, wie den gutherzigen Mütterchen, die ihre Arzeneien auspenden, und dadurch die Krankheiten verschlimmern.

Allein,

Allein, eben diese Feinheit des Verstandes, dieser Geist, diese Kenntnisse setzen den Menschen in den Stand, böse Anschläge zu erfinden, Mittel zu der Ausführung derselben zu ersinnen, seine Absichten zu decken, und seine schädlichen Pläne auszuführen. Diese Fähigkeiten machen verschmizte Bösewichte; Auswähler, die das Vertrauen Anderer, ihre Absichten, ihre Gedanken, ihre Geheimnisse ausforschen, verrathen; Beräther der Freunde und des Vaterlandes; Verfänger der Jugend und der Unschuld; Betrüger, die unter dem Schein der Redlichkeit die Menschen hintergehn. Wenn der Kluge Schaden will, so ist der Schade unvermeidlich, und kann entsetzlich werden. Er weiß Wahrheit und Recht und Tugend zu verdrehn, Laster und Ungerechtigkeit zu beschönigen. Nichts ist gefährlicher, als die Klugheit eines Bösewichts.

Freilich nennt man das nicht Klugheit, sondern List, oder Arglist. Allein sind diese Fähigkeiten darum verschieden, weil man sie mit verschiedenen Namen belegt? Ist's nicht immer Einsicht, scharfes, schnelles Nachdenken, Erfindung; mit dem einzigen Unterschied, daß sich die sogenannte Klugheit auf wohlthätige Gegenstände übt, da die Arglist sich mit Schaden beschäftigt?

Ueber.

Ueberhaupt kann ich nicht der Meinung der meisten Moralisten seyn. Die Metaphysiker haben das physische Uebel von dem Guten gänzlich getrennt, und beides als ganz entgegengesetzte Dinge angesehen. Eben so machens auch die Moralisten. So ohngefehr wie Jupiter, der aus zwei Sonnen schöpft, aus der einen das Gute, und aus der andern die Uebel, woraus er dann ein vermischtes Ding zusammenbringt. Die Moralisten bilden auch so den Menschen aus guten und bösen Eigenschaften, so daß man die guten pflegen, und die bösen ausrotten kann; etwa wie der Gärtner das Unkraut ausjähtet, und die guten Gewächse begießt. Meine Theorie ist's nicht; ich glaube, daß es in dem Menschen, wie in der Natur, beschaffen, und daß in beiden das Uebel eine Wirkung der guten Eigenschaften, und der wohlthätigen Kräfte ist.

Bei einem schwachen Kopf hingegen ist man ziemlich sicher. Nicht als ob er keine böse Absichten haben könnte; ich glaube, daß er mehr schädliche Einfälle hat, weil er dumm ist, und die Folgen nicht einseht; allein er weiß nicht, wie er sie ausführen soll. Er wird kein Geheimniß verrathen, wenn man ihm nicht aus Dummheit eins anvertraut, denn er kann keines erforschen; man spricht, und er begreift nichts;

man handelt in seiner Gegenwart, und er sieht nichts. Hat er tückische Anschläge, so weiß er sie nicht zu verhehlen, er verräth sich, man sieht ihn durch, und es ist leicht, sich vor ihm zu hüten. Seine Unternehmen sind nicht gefährlich, weil er keine Maasregeln zu nehmen weiß. Aus Liebe und Wohlmeinen kann er schaden; aus Bosheit eben nicht. Es geht ihm, wie dem ungeschulten Schützen, er kann treffen, wenn er nur nicht zielt.

Ein durchdringender Geist forscht, untersucht, nimmt nichts auf Glauben an, ohne die Gründe des Glaubens scharf zu prüfen. Von allen Dingen will er den Grund wissen; was andre als ausgemacht annehmen, bezweifelt er, bis er Beweise findet. Auf diese Art entdeckt er Irrthüm, bringt Wahrheit an das Licht, lehrt die Menschen unerkannte Wahrheiten, dehnt den Kreis der Wissenschaften aus; öfnet neue Quellen von Reichthum, von Hülfen und Bewahrungsmitteln.

Allein, so scharf sein Blik auch ist, so sieht er doch nicht alles; und sieht nicht alles recht, was er sieht. Daher kömmt, daß er manches für zweifelhaft hält, oder wol gar als falsch verwirft, was ausgemacht wahr ist, weil er die Schwierigkeiten, die Beweise aber nicht,

nicht, einseht. Hingegen hält er manches für ächte Wahrheit, was nur zum Theil, unter gewissen Bedingungen, oder auch nur dem Scheine nach, wahr ist; weil er die Sache nur unter einem gewissen Gesichtspunkt ansieht, da man sie doch von allen Seiten betrachten muß, wenn man von der Wahrheit derselben versichert seyn will. Niemals sind die Begriffe, auch in dem größten Kopfe, alle deutlich und bestimmt. Immer bleibt Verworrenheit und Dunkelheit darunter; also auch mancher Irrthum. Dazu kommt noch, daß scharfsichtige Männer mehrtheils etwas übereilt sind. Der augenblickliche Einfall blendet sie mit seinem Lichte; und vielleicht macht sie das Zutrauen zu ihren Kräften zu sicher: nothwendig also müssen viele Irrthümer mit in ihre Kenntnisse einfließen.

Es hat viele sonderbare Meinungen und Vorurtheile gegeben, und es gibt deren noch eine große Menge. Sollte darunter wol ein einziges seyn, das nicht einen vorzüglichen Kopf zum Urheber hätte? Mir ist nicht wahrscheinlich. Der eingeschränkte Mensch nimmt mit der Lehre vorlieb, wie sie ihm vorgetragen wird; wahr oder falsch, alles nimmt er auf, weil er nicht prüft, und nicht prüfen kann. Er hat nur die Begriffe, die man ihm gegeben hat,

und weiter nichts; denn er ist nicht im Stande, selbst Begriffe zu schaffen.

Der beobachtende, forschende Geist kommt immer auf neue Gedanken, je nachdem er neue Seiten der Gegenstände wahrnimmt. Daher ändert er oft seine Meinung; und dieß gibt ihm einen Anstrich von Wankelmuth und Unwissenheit. Noch neuerlich hörte ich unsern Aerzten den Vorwurf machen: „daß sie beständig neue Methoden annähmen, daß der Eine dieß, und der Andre jenes, behauptete, und daß wol gar derselbe Mann heute seine gestrige Meinung verwürfe. Man wüßte nicht mehr, woran man wäre. Vor diesem wäre man viel bestimmter und beständiger gewesen.“ Ich antwortete; diese Unbeständigkeit ist ein Beweis, daß unsre Aerzte denken, und ihre Wissenschaft vollkommener zu machen suchen. Kein Wunder, wenn die älteren Aerzte gleichförmig in ihren Reden und Prozessen gewesen sind; sie gingen den Weg, den ihnen die Vorgänger vorgezeichnet hatten, ohne zu untersuchen, ob er grade und richtig sey. Sie glaubten, es wäre nicht möglich, etwas zu den Lehren der Alten zuzusetzen, und hieltens fast für ein Verbrechen, solches zu wagen, und die Lehren der Alten zu prüfen. Da mußte man wol immer gleich seyn; und

und dieses gab den Aerzten und dem Volke Zuversicht, und Ersteren einen Anschein von ungewis-
 zweifelter Wissenschaft. Alles, Wahrheit und
 Irrthum, war ein für allemal ausgemacht. Ehe
 der Weg nach Ostindien um das Vorgebürge
 der guten Hoffnung bekannt war, ging man
 den längeren, unbequemerem Weg durch die
 Levante. Jeder wußte ihn, und erreichte das
 Ziel ohne Irrung. Vasco de Gama aber, der
 den unbekanntem, bequemern Weg um Afrika
 herum suchte, mußte lange versuchen, und ging ge-
 wiß mehr als einmal irre. Sehr sicher ist's freilich,
 einen bekanten Weg zu gehen, wenn er auch tau-
 send Meilen umginge, und tausend Beschwer-
 den hätte; den ungebahnten, geraden Weg zu
 suchen aber, ist schwer, und der Irrung un-
 terworfen. *)

. 5 3

Alle

*) *Negligeant la raison, tout lui devient obscur;
 S'il la consulte trop, rien ne lui paroît sûr.*

Braucht der Mensch seine Vernunft nicht, so
 irrt er in der Finsterniß; denkt er zuviel nach, so
 wird ihm alles zweifelhaft. (Pope. Der Mensch.)

Ich muß mit der französischen Uebersetzung des
 Dü Resnel vorlieb nehmen, weil ich die englische
 Sprache nicht verstehe.

Nur

Alle diese Vorwürfe der Einführung des Irrthums, der Verwerfung der Wahrheit, der Unbeständigkeit, treffen den nicht, der alles, was ihn von seinen Vorgängern gelehrt worden, für baare und unbezweifelte Wahrheit hält, und standhaft dabei bis an den Tod verharret.

Die

Nur das zuviel nachdenken gefällt mir nicht. Kann man zuviel denken? Welches Maas muß man halten?

Freilich wird alles desto unzuverlässiger, je mehr man denkt und forscht. Soll man aber deswegen zu denken aufhören, soll man die Augen zudrücken, damit man ja keine vermeinte Wahrheit verliert? Soll man sich vor dem Licht fürchten, weil das Licht manches Phantom vertreiben wird? Aber wie viele scheuen nicht das Licht? Sonderbar! man nimmt sich nicht der Wahrheit an, sondern dessen, was man bisher für Wahrheit gehalten; man wünscht, daß es wahr seyn möchte, und man zweifelt doch daran; sonst, — warum würde man die Untersuchung scheuen?

Man scheue doch die Untersuchung nicht; denn, ist unsre Kenntniß Wahrheit, so wird sie die Prüfung aushalten. Hält sie die Prüfung nicht aus, so ist sie nicht Wahrheit — und was ist uns mit dem Irrthum gedient?

Die Stärke des Geistes hat manchmal ihren Besitzer unglücklich gemacht. Dieser hat bei weitem die Ruhe nicht, die der in sich selbst zufriedene, und auf seinem Schatze vermeinter Wahrheiten schlummernde Mensch genießt. Er sucht Wahrheit, Licht, und findet überall Zweifel und Dunkelheit; er quält sich mit Forschen und Grübeln. Wenn er denkt, endlich einmal in der gefundenen Wahrheit Nahrung des Geistes, Ruhe des Herzens, und eine sichere Richtschnur seines Verfahrens zu haben, so stößt er auf eine neue Betrachtung, die alles schwankend macht, seine Ruhe und Freude vernichtet.

Und wie viel Verdruss und Verfolgungen erwarten sein von Seiten des großen Haufens! Dieser ist nicht im Stande, ihn zu verstehen, und statt daß er sagen sollte: Ich bin zu stumpf; spricht er: Der ist nicht klug. Wie? sollte er allen Verstand allein haben? Ist er weiser, als unsre Vorfahren, und wir alle? Bist du größer, als unser Erzvater Jakob? sagte die Samariterin zu Jesu. Galiläus kam in die Gefängnisse der Inquisition, weil er lehrte, daß die Erde, und nicht die Sonne, die tägliche Bewegung verrichte. Die engköpfigen Hofleute Ferdinands spotteten des großen Columbus, u. s. w. Man sehe die

Geschichte. Die wilden Bären wollten es dem Tanzbär nachthun; sie konnten nicht, und jagten ihn als einen Narren weg.

Soll ich auch noch mit in Anschlag bringen, daß die Verstandesarbeit alle übrigen Kräfte des Menschen schwächt? Wie sehr wird der Leib dadurch nicht ermüdet und abgemergelt? Selten sieht man unter den Denkern einen wohlgenährten Leib, ein blühendes rosiges Gesicht.

In jüngern Jahren war mir diese Beobachtung ein Grund zu zweifeln, daß Denken die Bestimmung des Menschen, und sein Beruf vom Schöpfer sey. Freilich muß es mehr Thätige, als Denker geben; allein, sollte ein Geschäft, das den Menschen zur größten Vollkommenheit erhebt, nicht mit einer Absicht des Schöpfers, ein Beruf des Menschen seyn? Kein Beruf in der Welt ist so deutlich, als der Beruf zum Denken; denn derjenige, den der Himmel nicht dazu erwählt hat, mischt sich darin nicht; und wenn er dazu bestimmt, der muß dem Beruf, auch wider Willen, folgen. Es ist hiermit, wie mit dem prophetischen Geiste, der unwiderstehlich war.

Wenn unser Gedächtniß in der bloßen Verbindung der Begriffe besteht, so ist diese Verbindung

bindung ein wichtiges Geschenk Gottes, weil ohne dieselbe, d. h. ohne Gedächtniß, kein Verstand, keine Vernunft, keine Kenntniß, und folglich keine Tugend statt haben kann. Aber was thut diese Verbindung der Begriffe nicht für entsetzlichen Schaden? Sie ist, die den erlernten Irrthum und Aberglauben mit der Wahrheit so genau verknüpft, daß man jene nicht niederreißen kann, ohne diese zugleich mit umzustürzen. Sie ist es, die die Vorurtheile der Jugend so fest mit allen Begriffen verbindet, daß das männliche Alter den Bahn nicht fahren lassen kann, weil er mit seinem ganzen Kenntnißgewebe verschlungen ist; und daher der Feind und Verfolger desjenigen wird, der ihm Licht und Wahrheit zeigt. Von der Verbindung der Begriffe kommt die drückende Erinnerung ehemaliger Thorheiten, vergangener Leiden, empfangener Beleidigungen. Daraus entspringt dauernde Rache, unverföhnliche Feindschaft.

Vernunft und Vorsicht setzen uns in den Stand, die Uebel, und zwar öfters lange, ehe sie geschehn, vorherzusehn; und dadurch vermehren sie unsre Leiden sehr. Die Thiere leiden nur in dem Augenblick, wo sie leiden, wir aber leiden schon lange vorher. Noch mehr. Wir leiden

oft Uebel, die niemals seyn werden; denn nicht alle scheinbare Drohungen gehn in Erfüllung. Je mehr wir Einsicht und Klugheit besitzen, desto mehr sind wir diesem Uebel ausgesetzt. Der Kannibal fürchtet die Zukunft eben nicht.

6. Artiel.

Von Künsten und Wissenschaften.

Künste und Wissenschaften, Produkte der Geisteskräfte, und Mittel ihrer Bildung, haben den größten Nutzen. Man vergleiche uns und unsre Einrichtungen und Arbeiten, mit den Huronen oder Cariben; der ganze Unterschied ist das Werk der Künste und Wissenschaften. Durch diese sind wir Herren und Herrscher der Erde, machen wir sie fruchtbar, und das Klima milde; durch sie haben wir faulende Sümpfe zu Auen, und undurchdringliche Wälder zu fruchtbaren Feldern umgeschaffen; reißende Thiere vertrieben, oder vertilgt. Sie bauen bequeme Wohnungen, prächtige Städte, hohe Thürme; verschaffen uns sanfte und schöne Kleidung, einen unerschöpflichen Reichthum an Speisen, an Vergnügungen, an allerlei Nothwendigem, Nützlichem und Angenehmen. Durch sie befahren Schiffe den Ocean, holen den Reichthum

thum aus beiden Indien, durchsuchen die Erde, besuchen die Pole, und bringen uns Beute vom Wallfisch und vom Elephanten.

Künste und Wissenschaften haben uns manchen Schritt in das Heiligthum der göttlichen Weisheit und Macht hineingeführt. Physik, Kräuterkunde, Naturgeschichte, Zergliederungskunst, Optik, Chymie, Astronomie haben uns einen Theil der großen Schöpfung entdeckt, und den Schöpfer kennen und anbeten gelehrt. Ohne sie hat der Mensch nicht Verstand genug, über die Werke Gottes zu staunen.

Auch haben sie auf unsre Sitten und Gefühle den wohlthätigsten Einfluß gehabt. Menschenliebe, Gefälligkeit, Duldung, Nachgeben sind glückliche Früchte derselben. Der rohe Mensch kennt diese Tugenden nicht; eben so wenig sind seine Sinne anderer Vergnügungen fähig, als derer, die aus der Befriedigung der Naturbedürfnisse fließen.

Sie haben aber auch einen verhältnißmäßigen Schaden angerichtet. Botanik und Chymie liefern dem Menschenfreund heilsame Arzneien, und dem Bösewicht Gifte; die Schreibekunst, ein herrliches Mittel, unter dem Schutz kluger Gesezze, wachsamer Obrigkeiten, Ordnung in
die

die Geschäfte zu bringen, und Jedem sein Eigenthum zu sichern; ist in der Hand des Treulosen das Werkzeug des Betrugs. Die Kunst, die Metalle zu nützlichen Instrumenten umzuschaffen, reicht dem Räuber und dem Mörder die Werkzeuge ihrer Verbrechen.

Ohne Vernunft und ohne Wissenschaften würde der Mensch, wie die Raubthiere, einzeln mit seines Gleichen, oder mit andern Geschöpfen kämpfen, solche erwürgen und zerreißen, oder von ihnen erwürgt werden. Nun aber hat er Verstand und Wissenschaften, und durch sie die Geschicklichkeit, Krieg zu führen, d. h. sich zu Tausenden zu rotten, gegen Tausende zu Felde zu ziehn, Tausende auf dem Wahlplatz liegen zu lassen, und aber Tausende zu verstümmeln, Städte zu erobern und in Asche zu legen.

Künste und Wissenschaften machen die Sitten sanft, und oft auch — schlaff. Beides sind nur verschiedene Stufen. Der Punkt, wo Rohheit aufhört, und Sanftheit anfängt, ist schwer zu bestimmen; noch schwerer vielleicht die Gränze zwischen Sanftheit und Schlaffe. Wenn das Erweichende zu weit geht, löst es alle Bande, und benimmt die Schnellkraft. Wer kann es auf das rechte Maas einschränken, da dies Maas noch unbekannt ist?

Künste

Künste und Wissenschaften erleichtern uns die Arbeit, und setzen uns in den Stand, mehr zu verrichten; dadurch vermehren sie unsern Reichthum, eben dadurch aber auch unsre Noth. Reichthum macht uns bequem, verwöhnt uns zu manchen entbehrlichen Dingen, und macht uns zu Sklaven von tausend unnatürlichen Bedürfnissen. Bequemlichkeit macht uns schwach, weichlich, muthlos; Verwöhnung verzärtelt uns so, daß wir, ohne Leiden, nichts vermissen, nichts entbehren, keine unangenehme Empfindung vertragen können, und daß der leichteste Schmerz uns drückt.

Künste und Wissenschaften erleichtern die Arbeit, so daß jeder viel mehr, als er braucht, verrichten kann. Auf diese Weise ist der Gewinn in wenigen Händen, mancher geht müßig, sucht Arbeit und Brod, und findet nichts; schmachtet in Elend, und wird lasterhaft; die Noth stürzt ihn ins Verbrechen. Die vortreflichen Maschinen, die uns die Arbeit so sehr erleichtern, machen einige reich, und viele arm, indem sie Ersteren alle Erwerbsmittel geben, und Letzteren nehmen. *) Es ist nun schon so weit gediehen, daß

*) Ces machines, dont l'objet est d'abrégé l'art, ne sont pas toujours utiles. Si un ouvrage est à un

daß das Geld, das bloße Zeichen des Reichthums, mehr als die wahren Güter selbst gilt.

un prix médiocre, et qui convienne également à celui qui l'achette et à l'ouvrier qui l'a fait. Les machines qui en simplifieroient la manufacture, c. à. d. qui diminueroient le nombre des ouvriers, seroient pernicieuses; et si les moulins à eau n'étoient pas partout établis, je ne le croirois pas aussi utiles qu'on les dit, parcequ'ils ont fait reposer une infinité de bras. Esp. L. II.

Die Maschinen, sagt der Verfasser des Geistes der Gesetze, welche zum Zweck haben, die Arbeit zu erleichtern, sind nicht immer nützlich. Wenn eine Arbeit um einen billigen Preis gelassen wird, so daß der Käufer und der Handwerker bestehen können, so sind die Maschinen, die solche erleichtern und die Anzahl der Arbeiter vermindern, schädlich. Wenn die Wassermühlen nicht allenthalben eingeführt wären, so hielte ich sie für minder nützlich als man sagt, *) weil sie eine Menge Arme zum Müßiggang verwiesen haben.

*) Was thut das zur Sache, daß sie eingeführt sind? Ist denn nicht manches Schädliche allgemein? Die Mühlen machen, daß derjenige, der das Brod bezahlen kann, solches wolfeiler bekommt, und daß viele kein Brod bezahlen können, und also hungern oder betteln oder stehlen müssen, weil ihnen die Arbeit, wodurch sie etwas verdienen, genommen wird. Wenn ein Mann für vier überflüssig arbeiten kann, so müssen drei müßig gehn. Das ist richtig.

daß man bei Arbeit, und einer Menge von nützlichen Dingen, arm, dürstig und des Nothwendigen beraubt seyn kann. Der arbeitsame Erzeuger des Nutzbaren muß es als eine Wohlthat ansehen, wenn der goldreiche Müßiggänger ihm seine Erzeugnisse abnehmen und verschwenden will. Der nützliche Mann, der das Menschengeschlecht nährt, hat kaum das Brod, und der reiche Müßiggänger genießt alle Bequemlichkeit. Dies alles ist eine Folge der Künste.

7. Artikel.

Von der Poesie und den schönen Wissenschaften.

Die Wissenschaften machen sanfte Sitten, öfters auch schlaffe, weibische Sitten. Das habe ich schon im vorhergehenden Artikel gesagt; und es gilt vorzüglich von der Dichtkunst, und den schönen Künsten und Wissenschaften.

Sie bilden den Menschen; der Tanz verschönert seine Gestalt und Gebehrden; die Poesie feinen Geist, ziert ihn mit nützlichen Lehren, erhebt das Herz zu menschenfreundlichen Gefühlen, zur Tugend, zur Anbetung des Schöpfers; erfüllt ihn mit Muth und Standhaftigkeit.

Wie

Wie viel Vergnügen geben uns nicht die Dichtkunst, die Musik, die schöne Rede, die Malerei? Sie verschönern die Welt um uns her, durch ihre Zauberkraft.

Die Poesie belohnt Heldenthaten mit Ewigkeit, zeigt uns große Muster, und feuert uns zur Nachahmung an.

Wenn sie ihre Zauberkraft durch die Reize der Musik erhöht, dann entzückt sie uns, dann beflügelt sie unsre Seele, und erhebt sie zu allem Großen und Schönen. Sie stärkt den Muth des Helden, den Entschluß des, der Tugend liebt, und sich schwach fühlt; sie erhebt die Seele bis zu dem Throne des Unendlichen.

Allein diese Gewalt der schönen Künste und Wissenschaften über die Gemüther macht, daß man sich ihnen nicht ohne Behutsamkeit ergeben darf. Eben weil sie es mit der Fantasie und dem Gefühle zu thun haben, weil sie den Menschen aufheitern und ergötzen, so pflegt man wol, bei ihrem übermäßigen Genuß, den Geschmak an ernsthaften Dingen, an Nachdenken, Arbeit, Geschäften, zu verlieren. Selbst wann sie zur Beförderung der Tugend angewandt werden, kann die Stärke ihrer Reize, die Größe und Erhabenheit der Muster, die sie darstellen,
die

die Lebhaftigkeit der Bilder, die sie uns vormalen, der Uebung der Tugend schädlich werden. Denn die Gelegenheit, die Tugend auszuüben, die Gegenstände, gegen welche sie geübt werden soll, sehn ganz anders aus, als die Bilder der Dichtkunst. In der Darstellung glänzt die Tugend mit allen Reizen der Anmuth, und aller Pracht der Hoheit; in der Ausübung aber ist sie von manchen unangenehmen Umständen begleitet, und kostet Müh. Mancher erschöpft im Anschauen und Bewundern der Tugend alle seine Kraft, so daß er zur Ausübung keine übrig behält; so erschöpft sich öfters der Künstler mit dem Entwurf eines großen Werks, und ermattet, ehe er an die Ausführung kömmt.

Nicht immer beschäftigen sich die schönen Wissenschaften mit diesen erhabenen Gegenständen; weit öfter suchen sie nur, uns zu schmeicheln, und statt unsre Führerinnen zu seyn, buhlen sie um unsre Gunst. Oft vergessen sie, daß sie unsre Empfindungen veredeln sollten, und erniedrigen sich zu denselben, indem sie aus ihnen ihre Reize erborgen. Jedesmal folgt die Kunst dem herrschenden Geschmack, den sie regieren und bilden sollte. Natürlich; denn der Künstler sucht durch seine Arbeit Brod, oder doch Beifall; er liefert also, nicht was wirk-

lich schön und gut und groß ist, sondern, was man verlangt, was man bezahlt, was man lobt.

Von jeher ist die Liebe der Hauptgegenstand der schönen Wissenschaften und freyen Künste gewesen. Unter tausend Schauspielen ist kaum eines, wo die Liebe nicht die Hauptrolle spielt. Und die Bühne vereinigt die Zauberkrast fast aller schönen Künste und Wissenschaften, und wirkt also am mächtigsten auf das Herz. Sie ist es aber auch, die am mehresten den herrschenden Geschmak zur Nichtschnur nimmt, weil sie zu ihrer Erhaltung den Beifall der Menge bedarf. Also daß man von der Bühne auf den Modegeschmak, und von dem Modegeschmak auf den Werth und den Ton der Bühne ziemlich zuverlässig schließen kann. Der herrschende Ton auf dem Theater ist Liebe; dieser geht von da ins Publikum über; Romanenliebe, oder gaukelnde Galanterie, je nach den Umständen, greifen immer weiter um sich. Liebe ist an sich gut. Romanenliebe und Galanterie gränzen aber mehr an Thorheit oder Zügellosigkeit. Letztere treibt nur ein wollüstiges Spiel; jene wird zum Hauptgedanken, zum Grundtriebe, stimmt die ganze Seele, und erzeugt Werthhere und Siegwarte.

Ich will von der Operetten, Comödien, und Romanenmoral nichts sagen; den abscheulichen Mißbrauch der schönen Künste, zum Verderben der Sitten, zum Laster, zur Zügellosigkeit, will ich gleichfalls übergehn; nicht als ob dieses alles etwas seltenes wäre; sondern weil es allzu bekannt ist, und weil ich besorgen möchte, meine Feder durch deren Beschreibung zu verunreinigen. Es ist bekannt, daß Plato die Dichter, ja selbst den Homer, aus seiner Republik verbannete; und daß die Lacedämonier wenig von den freien Künsten wußten.

8. Artikel.

Von den Gefühlen, Trieben und Leidenschaften.

Ich komme nun auf die thätigen Kräfte, d. h. auf die Triebe, Neigungen, Gefühle und Leidenschaften.

Diese Gefühle sind von zwiefacher Art; nemlich die Eindrücke von außen, die ich bloß Gefühle nenne; und die wirkenden Empfindungen, denen ich den Namen Triebe ausschließlich beilege. Jene sind passiv, diese aktiv. Die höheren Grade von beiden, die den Menschen

seiner Ruhe und des freien Gebrauchs seines Verstandes berauben, heißen Leidenschaftern. Es ist unbequem, Dinge von so verschiedener Art mit demselben Namen zu nennen. Ich wünschte, daß das Wort Leidenschaft, auf die Gefühle eingeschränkt würde, und daß man für die hinreißenden Triebe einen andern Namen fände. Eben so ist mit dem Worte Neigung, das man gleichfalls braucht, um einen Trieb der Seele zu bezeichnen; es hat einen doppelten Fehler. Einmal hat es ein falsches Ansehn von Passivität; es kömmt von einem schiefen oder geneigten Plane, worauf die Körper in die Tiefe rollen; oder von dem Zustande eines Dinges, das aus dem Gleichgewichte gekommen ist. Nun haben die Triebe nichts passives, als den ersten Stoß, den sie von außen her, oder von den Gefühlen erhalten. Zweitens, bedeutet das Wort Neigung noch einen beständigen Trieb der Seele zu einer gewissen bestimmten Handlung, wenn dieser Trieb nicht stark genug ist, um Leidenschaft genannt zu werden. Ueberhaupt sind unsre Sprachen noch so unbestimmt, so unvollkommen, daß man sich erst mit Berichtigung der Worte befangen, und beinah ein Lexicon machen muß, wenn man mit Bestimmtheit schreiben will. Der Leser pflegt dem Autor selten in
alles

alles Detail dieser Berichtigungen zu folgen; er nimmt mit dem unbestimmten Begriff vorlieb, versteht den Verfasser nur halb, öfters unrecht, findet Ungereimtheiten, die nicht da sind, und legt das Buch weg.

Gefühle sind immer die erste Ursach der Triebe, und es entstehn mehrentheils Triebe aus den Gefühlen, aber nicht immer.

Das Vergnügen im Anschau vortreflicher Dinge ist ein Gefühl, und geht zuweilen nicht weiter, z. B. beim Anblük eines schönen Sonnenaufgangs, *) zuweilen erzeugt es einen Trieb, den Gegenstand dieses Vergnügens zu besitzen und zu genießen, als, wenn man bei gutem

I 3

Appe

*) Es ist freilich auch hier eine Art von Trieb und von Bewegung; nemlich die Begierde, das Schauspiel zu sehn, die Aufmerksamkeit, der Trieb, den Gegenstand nach seiner Beschaffenheit zu genießen. Diese Bewegung ist aber beinah unmerklich; vielleicht ist unser Zustand ganz passiv, vielleicht ist alle Aktivität in dem Gegenstand, der uns an sich zieht, und fesselt; vielleicht besteht unser ganzes Thun darin, daß wir uns von dem Gegenstande hinreissen lassen. In diesem Falle wären wir eben so wenig thätig, als der Reisende, der in einem Schiffe nach Indien fährt. Er geht nicht; er wird hin getragen.

Appetite ein angenehmes Gericht gewahr wird,
u. s. w.

Mancher hat starke Gefühle, und doch nur schwache Triebe; als z. B. sehr weichliche Personen. Ja, die Gefühle sind zuweilen so stark, daß sie alle Triebe, alle Kräfte ersticken. Von der Art sind, die übermäßige Furcht; die sogenannte Empfindlichkeit, die mehrmals dem Beleidigten die Sprache abschneidet, und ihn erstarren macht; das heftige Mitleiden, das die Kraft zu helfen benimmt. Dieses entsteht allemal, wenn die Gefühle den widerstehenden Kräften zu sehr überlegen sind. Wenn ein harter Körper gegen einen andern stößt, so prellt er zurück, d. h. er wird von jenem zurückgeworfen, wenn letzterer die Kraft zu widerstehn hat. Ist dieser aber für den Stoß zu schwach; so reißt ihn der stoßende Körper nieder, alsdann geschieht nur eine Verminderung der Bewegung, aber kein Zurückwerfen.

Dies war ein Gleichniß, nicht aber eine Erklärung. Wir können aber nicht füglich anders philosophiren. Newton selbst brauchte das Gleichnißwort: Attraktion, ob er gleich von physischen Dingen sprach. Desto eher kann man mir Gleichnißreden verzeihen, da ich moralische Gegenstände abhandle. Nun wieder zur Sache.

Mäßig

Mäßige Gefühle setzen uns in Bewegung; heftige aber machen uns erstarren. Weichliche Personen kommen von Sinnen, sind betäubt, stiehn, und zuweilen können sie das nicht. Sie wissen nicht was sie thun; sie zittern, fallen in Ohnmacht, bekommen Krämpfungen. Festere arbeiten gegen Eindruck. Dieß ist Geschichte.

Wenn bei schwachen Seelen, (die man empfindsame Herzen zu nennen pflegt), Triebe rege werden, sind diese Triebe gemeiniglich so heftig, als ihre Empfindsamkeit groß ist. Wenn z. B. die Beleidigung nicht stark genug ist, um sie ganz niederzudrücken, so geht ihr Zorn bis zur Wuth. Der Beobachter, der dieses nicht wüßte, könnte sich wundern, daß einer und derselbe Mensch um Kleinigkeiten in Wuth ausbricht, und bei gröblichen Beleidigungen schweigt. Diese heftigen Bewegungen pflegen selten lange anzuhalten. Allein nach der ersten Heftigkeit oder Betäubung, kann die Erinnerung, die nicht so heftig wirkt, die weichen und schwachen Herzen, wenigstens zur auslassenden Rache verleiten; sie verweigern ihre Freundschaft, und versagen Gefälligkeiten. Denn was thätige Rache betrifft, so erfordert sie Kräfte, anhaltende Triebe; und diese hat ein weichliches Herz nicht; es möchte vielleicht erst

lange nachher seyn, wenn es sich von seiner ersten Betäubung erholt hat.

Triebe sind niemals ohne Gefühle, und halten jederzeit das Maaß derselben; so wie eine Wirkung allemal ihrer Ursach angemessen ist. Dieser Satz ist mir sehr wichtig, und ich bitte den Leser darauf zu merken, weil ich in der Folge starken Gebrauch davon machen werde. Sollte man mir ihn streitig machen? Ich glaub' es kaum.

Starke Triebe überhaupt veredeln den Menschen, machen ihn thätig, brauchbar, feuern ihn zur Aufopferung, zur Tugend an. Der positive Werth des Menschen steht jederzeit mit seinen Trieben in gleichem Maaße. Dies ist eine allgemeine Regel.

Allein eben so allgemein ist folgendes Gesetz. Die Laster, die Fehler sind so groß, als die Triebe stark sind. Die Triebe sind die bewogende Kräfte des Menschen. Im vorigen Jahrhundert würde man gesagt haben: „Sie sind die Segel zum Schiffe des menschlichen Lebens.“ Denn so wie ein Schiff mit starken Segeln eben so heftig auf eine Klippe stößt, als es schnell fährt; eben so weit treibt eine starke Begierde den Menschen auf der Bahn des Lasters, als auf dem Wege der Tugend.

Daher

Daher steht man so oft bei großen Männern, schändliche Vergehen und vortrefliche Thaten mit einander abwechseln. Peter der Große, Karl der Zwölfte, der preiswürdige Heinrich der Vierte, und — Cromwel! Welche Männer! und — welche Fehler und Flecken in ihrem Charakter! Man erstaunt darüber, weil man nicht bedenkt, daß jede Kraft, nach Maafgabe ihrer Wirksamkeit, Gutes und Böses thun muß, je nachdem sie bestimmt wird. *)

I 5

9. Artiz

*) Certe fougue d'esprit, cette fierté de coeur,
Que dans Catilina je vois avec horreur,
Me charme en Decius; me ravit et m'étonne,
Quand Curtius par elle à la mort s'abandonne.
La même ambition fauve et perd les Etats,
Aux méchans comme aux bons fait braver le trépas,
Change un faible soldat en guerrier intrépide,
Et le plus grand Héros en Citoyen perfide.

(Pope, *Essai sur l'homme.*)

„Mit Schauder sehe ich in dem Catilina eine
„Geistesgröße und eine Stärke der Seele, die mich
„an dem Decius entzückt; die ich anstaune, wenn
„sie den Curtius zum Tode fürs Vaterland führt.
„Der Ehrgeiz erhebt Staaten und stürzt sie, durch
„ihn besetzt trozzen der Tugendhafte und der Böse-
„wicht dem Tode. Sie ist, die den gemeinen Krie-
„gesknecht zum unverzagten Helden macht; und den
„Helden zum Verräther des Vaterlandes umschafft.“

I 6

Von der Schwachheit.

Ehe ich weiter gehe, muß ich eine Zweideutigkeit berichtigen.

Was

Ich führe diese und andre Stellen aus bekannten Schriftstellern, nicht als Beweise meiner Sätze an, sondern nur, um zu zeigen, daß andre, beliebte Männer das schon gesagt haben, was ich sage, und mir dadurch mehr Eingang zu verschaffen; denn manchmal schreckt Neuheit ab. Meine ganze Theorie besteht aus schon bekannten Bruchstücken; so daß ich weiter nichts, als die Anwendung, und die Ausführung, meine nennen kann; und ich muß mich wundern, daß die Materialien, die man vor Augen hatte, noch nicht gebraucht worden sind.

Hier lehrt Pope ganz deutlich, daß Tugend und Laster eine und dieselbe Kraft sind, und daß der Unterschied einzig und allein in der Anwendung besteht. Catilina, Dejius und Curtius wurden alle drei von einer großen, starken Seele angefeuert, sagt Pope. Eben derselbe Ehrgeiz erfüllt den Krieger mit Tapferkeit, und macht ihn sein Leben für das Vaterland aufopfern; und reizt den Helden zu verderblichen Unternehmen.

Ueberhaupt haben alle große Eigenschaften der Seele ihre Schwierigkeiten. Sollten tiefe Einsichten,

Was heißt menschliche Schwachheit,
schwache Seelen? Man pflegt schwache Men-
schen

ten, Edelmuth, Genie, große Talente allgemein
werden, so würde es gewiß um die Menschheit
schlechter stehn. Keiner würde die mechanischen,
einförmigen Arbeiten verrichten wollen. Welches
Genie, welche große Seele wird Holz fällen, pflü-
gen, Tagelöhnerarbeit machen? Das wäre ihm
viel zu einfach, viel zu schlecht; und doch ist diese
Arbeit sehr nothwendig.

Die Männer, die vorzügliche Talente haben,
lassen sich nicht regieren; sie wollen selbst Pläne
machen, sie wollen führen und nicht folgen; sie
wissen sich nach den Plänen Anderer nicht zu fügen.
Bringet mehrere zusammen, die gemeinschaftlich
arbeiten sollen, so wird gewiß nichts daraus wer-
den; bald werden sie uneinig seyn, und aus einan-
der gehn müssen. Soll das Werk gelingen, so
nehmt einen Mann von großen Fähigkeiten, aber
nur einen; gebt diesem alles Ansehn, und alle
Macht; unterordnet ihm Leute von gemeinen Kräf-
ten, dann wird alles gut gehn.

Genies haben selten Stättigkeit, hauptsächlich,
wenn sie mit ihren Fähigkeiten, zu starke, zu weiche-
liche Gefühle haben. Diese Unbeständigkeit entsteht
daher, theils daß sie sich durch ihre Hitze geschwind
erschöpfen, theils daß sie in dem Verfolg, für ihre
großen Kräfte nicht Nahrung genug haben, theils
daß sie allzu oft auf neue Gedanken verfallen. Sie
wollen

schen solche zu nennen, die zum Fehlen geneigt sind, d. h. moralisch schlechte Handlungen begünstigen.

wollen nur immer unternehmen; sie bauen beständig neue Pläne, und führen wenige aus. Um sie recht zu nützen, müßte man ihnen täglich neue Geschäfte geben.

Habe doch nichts Narrisches gethan; nemlich daß man mich Genie nennt. Es ist wol nichts wahreres, als dieser Gedanke: freilich ein Genie begeht Fehler, und große Fehler, eben weil es ein Genie ist. Nur schade, daß der beliebte Arsmus so etwas sagt. Da triumphirt der schwache, unbedeutende Kopf, und hohnlächelt über den, dem er nicht grade unter die Augen sehn dürfte. Dadurch hat sich Claudius nun freilich gerechtfertigt, daß er diese Sentenz dem Esel in den Mund legt. Aber diesen Umstand vergißt Mancher.

Und so ist's in allen Stücken; das Genie fehlt. Corneille, Moliere sind voller Sprachfehler, wimmeln von harten Versen, von übertriebenen Gedanken, von matten Stellen, und von Schwulst. Shakespear fehlt noch gröber. Sie waren von ihrem Gegenstande, den sie ganz fasten, viel zu voll, um an alle die grammatischen Kleinigkeiten zu denken; sie waren nicht im Stande, den Schwung ihres Genies so zu mäßigen, daß es niemals fehlgegangen wäre, und so daß sie alle Schritte desselben hätten abmessen und abzirfeln können.

Sive

gehn, ohne sie beabsichtigt zu haben. Ihre Aufgelegtheit dazu, und die Fehler selbst heißen Schwachheiten.

Allein,

Sive graeco poëtae credimus, sagt Seneca, aliquando et insanire jucundum est; sive Platoni, frustra poëticas fores compos sui pepulit; sive Aristoteli, nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit. Non potest grande aliquid et supra caeteros loqui, nisi mota mens, cum vulgaria et solita contemnit. Non potest sublime quidquam et in arduo positum contingere, quamdiu apud se est. Desciscat oportet a solito, et efferatur, et mordeat frenos, et rectorem rapiat suum, eoque ferat, quo per se timuisset ascendere. (*Seneca de tranq. animi.*)

„Wenn wir dem griechischen Dichter glauben wollen, so ist ein wenig Thorheit zuweilen gut, Plato sagt: daß der Vernünftige, der immer seiner selbst mächtig ist, keinen Dichter abgeben kann. Aristoteles sagt gar: Niemals ist ein großer Geist ganz frei von Thorheit gewesen. Man kann, ohne außer sich zu seyn, nicht einen gewissen Schwung erreichen, nicht das Gemeine und Alltägliche verlassen. Wer seiner ganz mächtig ist, wird schwerlich große Unternehmen wagen. Man muß den gemeinen Gang der Seele verlassen, man muß außer sich seyn, die Fesseln, die uns einschränken, zerreißen, der Muth muß die Vernunft betäuben, und den Menschen unversehens dahin reißen, wo er mit kaltem Blute nicht gewagt hätte zu steigen.

Wer

Allein, so versteh ich das Wort Schwachheit nicht. Schwachheit im angemessensten Sinn heißt, Mangel an Kräften. Nun aber sind Vergehen, Unbesonnenheiten — Handlungen, und Mangel kann keine Handlung erzeugen; Triebe nur können das. Auch sind Fehltritte immer die Wirkung eines Triebes, und zwar eines starken Triebes, den man nicht im Zaum zu halten vermag, und mehrentheils die Wirkung einer Leidenschaft. Triebe, Leidenschaften sind aber keine Schwachheiten, kein Mangel an Kräften, sondern Kräfte, große Kräfte. Also verdient dieser Zustand des Menschen den Namen einer Schwachheit nicht. Es ist, im strengsten Verstande, ein Misverhältnis der Kräfte gegen einander. Ein Fehltritt könnte füglich eine Ausschweifung heißen.

Z. B. ein beklagenswürdiges Mädchen hat einen Fehltritt begangen. Die Ursach davon war Liebe zu dem Verführer, oder Sinnlichkeit; also

Wer keine Fehler hat, hat auch eben keine Tugenden. Das heißt, wer keine Kraft hat, Böses zu thun, hat auch keine, Gutes auszuüben. Tugend ist Kraft, und Kraft läßt sich nicht immer so in dem Zügel halten, daß sie gar nicht ausschweifen sollte.

also ein Trieb, eine Leidenschaft. Warum widerstand sie aber nicht? Weil Gefühl von Ehre, der Wunsch ihres künftigen Glücks, das sie aufopferte, in dem unglücklichen Augenblick nicht stark genug war, um jenen Trieben das Gleichgewicht zu halten. Also war es doch Schwäche, Schwäche nemlich der Ehr-
 liebe, der Neigung zur Pflicht, der widerstehenden Triebe? Freilich war diese Schwäche da. Sie hat aber den Fall nicht bewirkt, sondern nur nicht verhindert. Aber wer nennt eine Begebenheit nach der Auslassung, die solche nicht verhindert? wird sie nicht immer, wie billig, der wirkenden Ursach zugeschrieben? Ein Schif liegt vor Anker; es entsteht ein Sturm, der es losreißt, und an die nahen Klippen zertrümmert. Wer in aller Welt wird sagen, daß der Anker das Schif zerschmettert habe, weil er dasselbe nicht fest genug gehalten? Man sage also nicht: Der Mensch ist aus Schwachheit gefallen; sondern: die Leidenschaft hat ihn gestürzt.

Alles wieder in Ordnung zu bringen, braucht man nichts zu stärken, sondern nur die herrschenden Triebe zu schwächen. Eine sonderbare Schwäche, die man durch schwächen heilt.

Wird

Wird man mir vorwerfen, daß dies Wort Klauerei ist, und daß es gleichviel sey, ob man solches Vergehn Schwachheit, oder Leidenschaft nennt; weil man doch unter beiden Ausdrücken einen unbedachten, nicht beabsichtigten Fehler versteht? Ganz wohl; der eingeführte Ausdruck aber muß, in Ansehung der Ursach irre führen, weil er die Sache in ein falsches Licht setzt. Er macht Verwirrung in der Moral, die nie deutlich und bestimmt genug seyn kann.

Ich nenne Schwachheit den Mangel an Kräften. Es ist ein Verhältniß, welches aus der Vergleichung der Kräfte mit dem Beruf bestimmt wird. So lange der Mensch zum Handeln nicht berufen ist, kann ich ihn weder stark noch schwach nennen. So lange seine Kräfte seinem Geschäft gewachsen sind, ist er stark, wenn er auch kein Pfund schwer heben, oder nicht vier zählen kann. Milo hingegen war schwach, da er die Eiche nicht spalten konnte, und das Leben darüber einbüßte. Newton würde zur Berechnung der Kräfte in der Natur zu schwach gewesen seyn.

Es gibt eine Bedeutung des Wortes Schwachheit, die wirklich richtig ist; nemlich wenn man mit diesem Worte einen Menschen bezeichnet, der ohne eignen Trieb, durch Verführung

führung zu Fehlritten verleitet wird. Denn alsdann ist er nicht selbst die Ursach seines Vergehens, die wirkende Kraft ist außer ihm; und er hat wirklich gefehlt, weil er schwach war, weil er den gehörigen Widerstand nicht leisten konnte.

Alle Verführung ist aber nicht so beschaffen. Oft, nur allzuoft, findet sie in den Trieben und Gefühlen, in der Sinnlichkeit des Verführten eine mächtige Hülfe. Zuweilen ist sie nur Gelegenheit, gibt nur den ersten Stoß. Dann ist der Fehltritt nicht eine bloße Schwachheit.

Noch eine Art von Schwachheit — die Trägheit, welche aber keine Fehlritte erzeugt, sondern Auslassungen, Versäumen der Pflichten bewirkt. Das ist wahre Schwachheit, Mangel an Kräften.

Leichtsinn, Unbesonnenheit ist auch eine Schwachheit, wenn sie von einem Mangel an Verstandeskräften, an Gedächtniß, an Erfahrung herrührt. Manchmal aber entsteht sie aus der Stärke der Eindrücke, wenn der Gegenstand heftig wirkt, wenn unsre Sinne sehr empfindlich sind — dann verdunkelt der dazu gekommene Eindruck, die dadurch erregte Leidenschaft — den Gedanken, den Vorsatz, den man

vorher hatte; er beschäftigt uns mit seinem Gegenstande so sehr, daß wir nichts anders sehen und denken können. Das ist nicht bloße Schwachheit, es ist ein Mißverhältniß der Kräfte.

10. Artikel.

Von der Empfindsamkeit.

Die Empfindsamkeit überhaupt ist das werthvollste Geschenk, das der Schöpfer uns gegeben; vielmehr gibts allein allen übrigen den Werth; denn ohne sie würde unser Leben selbst etwa das Leben einer Pflanze, — gar nicht seyn; und wenn wir dabei Vorstellungsart und Bewußtseyn haben könnten, so wäre es ein kaltes, gleichgültiges Anschauen, ohne Vergnügen.

Die Empfindsamkeit allein ist, die alle unsre Kräfte in Bewegung zu setzen vermag; selbst unsre Vernunft würde unthätig, ungebildet bleiben; wir wären unbewegliche Statuen, oder vielmehr Maschinen, aus herrlichste zusammengesetzt, die die künstlichsten Bewegungen verrichten könnten, die aber niemand aufzöge.

Eben diese Empfindsamkeit ist es auch, die uns für die Menschen, und den Umgang mit denselben

denselben brauchbar macht. Aus ihr fließen alle gesellschaftliche Tugenden.

Alle Menschen sind damit begabt, nur in verschiedenem Maasse, nach ihrem Körperbau, nach der Himmelsgegend, nach der allgemeinen Cultur des Volkes, nach ihrer Erziehung, nach ihrem Gewerbe und ihrem Umgange. Je größer das Maass der Empfindsamkeit ist, desto mannigfaltiger und inniger sind der Genuß und die Freuden, desto betriebsamer ist der Mensch, desto mehr aufgelegt, sich in andre zu schicken, ihnen zu Gefallen zu leben, ihnen zu helfen und zu dienen.

Auch ist Empfindsamkeit zu unsrer Zeit die große Haupttugend des Menschen; alles soll, alles will empfindsam seyn. Man kennt für sich keinen größeren Ruhm, und für andre kein erhabeneres Lob. Empfindsam, heißt eben so viel, als tugendhaft, vortreflich.

Aus dieser vortreflichen Quelle fließen aber allerlei Uebel, die wir betrachten müssen.

Einmal ist's ausgemacht, daß, wer gegen das Gute empfindsam ist, auch das Uebel empfinden muß; und zwar beides in demselben Grad. Das scharfe Auge, das die feinsten Schönheiten einer Blume, oder eines Meisterstücks der Malerei sieht, sieht eben deswegen

nothwendig auch alle kleine ekelhafte Gegenstände, alle kleine Fehler des Gemäldes, die dem stumpfen Auge, sowol als die Schönheiten, entgehn. Eben so geht es allen Sinnen, und dem innern Gefühle. Das geübte Gefühl eines wohlerzogenen Menschen, gibt ihm tausend Vergnügen in dem Anschau der Werke Gottes, am Himmel und auf Erden, und an den Meisterstücken der menschlichen Kunst. Etwas empfindet der gute, rohe Bauer nicht. Allein würde jener alles Unangenehme so ertragen, wie dieser? Die schlechte Wohnung, die grobe Kleidung, der plumpe Umgang, die unschmackhaften Speisen, die harte Sprache, und alles, was den Landmann umgibt, und — was ihn nicht ansieht, würde Jenem manchen Ekel, manche unangenehme Empfindung verursachen, eben weil er feinere Sinne und Gefühle hat.

Es wäre vortreflich, wenn man den Landmann, den Handwerker, und diese ganze Classe von Menschen, die man das gemeine Volk nennt, zu der Einsicht und dem Gefühle des Großen und Schönen in der Natur erheben könnte, wie jetzt einige Menschenfreunde darnach trachten; er würde glücklicher, und ein besserer Bürger der Welt und des Staates werden. Es würde aber für ihn und für den Staat das größte

größte Unglück seyn, wenn die Verfeinerung der Sinne, wenn der Geschmak an Kunst und Bequemlichkeit, bis zu ihm dringen sollte. Seine Sinne und sein Geschmak müssen, zu seinem eignen Wohl, eine gewisse Stumpfheit, eine Art von Rohheit behalten. Das nemliche gilt auch, nach Verhältniß, von allen denen, deren Beruf eine einförmige, harte, ekelhafte, oder sonst unangenehme Arbeit ist. Man kann, man sollte diese ganze Classe von Menschen veredeln; sie verdient es um die Menschheit, durch ihre Dienste; verfeinern aber muß man sie ja nicht.

Da aber die Sachen so sind, wäre es nicht besser, stumpfe Sinne und Empfindung zu haben? Keinesweges; weil es vielmehr Gutes, als Böses, in der Welt gibt; weil es überdem Mittel gibt, Gutes aufzusuchen und zu finden, und Böses zu vermeiden, wer diese Kunst nur versteht! Auch geht meine Absicht mitnichten dahin, unsre Gefühle zu tadeln, und das vor-trefliche Geschenk Gottes herabzusetzen; sondern ich suche nur die Quellen des Uebels, und will zeigen, daß das Gute diese Quelle ist.

Also fühlen wir das Ungemach,
weil wir die Kraft haben, das Unge-
nehme

nehme zu empfinden; jemehr uns letzteres behagt, desto mehr quält uns jenes.

Die Empfindsamkeit ist ein Trieb zu guten und nützlichen Handlungen, aber auch zu bösen und schädlichen. Denn so stark der Reiz zum Guten auf sie wirkt, eben so stark muß auch der Reiz zum Bösen wirken. Dieß wird in der Folge deutlicher werden.

Empfindung macht uns zur Gesellschaft mit den Menschen tüchtig, weil wir uns in letztere schikken lernen; aber es gibt böse Menschen und in diese schickt man sich, kraft der Empfindsamkeit, auch, und wird ein böser Mensch, wie sie. Freilich hat der Mensch Mittel, bösen Beispielen und Zumuthungen zu widerstehn; es ist aber hier die Rede nur von den guten und übeln Wirkungen der Empfindung.

Auch macht sie den Menschen der widrigen und schädlichen Leidenschaften, eben so, als der angenehmen und wohlthätigen Gefühle fähig. Wenn heilsame Reize Eindruck machen sollen, so muß das Herz auch für die Eindrücke böser Reize weich seyn. Kann man verlangen, daß der durch Pflug und Regen zur reichen Erndte erweichte Acker, die Härte eines Steins

h a e

habe, um die Verwüstungen eines darüber ziehenden Kriegesheeres zu verhindern, um die Flucht des in Gefahr schwebenden zu begünstigen? Wenn er für die Früchte weich seyn soll, so kann er für den Huf des Pferdes, für den Fuß des Fliehenden nicht fest seyn; und ist er da fest, wie kann er der wachsenden Frucht weichen?

Sehr leicht wird die Empfindsamkeit übertrieben; alsdann macht sie den Menschen unnütz und unglücklich. Unglücklich, weil jede Kleinigkeit gewaltig auf ihn wirkt, so wie die geringste Luft weichlichen Leuten schädlich wird. Ein übertrieben Empfindsamer findet nichts vollkommen genug für sein feines und zartes Gefühl; überall findet er Härte und Rauigkeit, wo Andere Genuß und Vergnügen haben. Es geht ihm so, wie es dem gehn würde, der ein mikroskopisches Auge hätte; dieser könnte in den vollkommensten Werken der Kunst, keine Politur, nichts als rauhe, grobe Arbeit finden, weil er die kleinsten Ungleichheiten sehen würde, die unsere Instrumente nicht wegzupoliren vermögen. Er ist also unzufrieden mit allem, mißvergnügt, unglücklich. Seine Einbildung, die sehr lebhaft ist, malt ihm alles schwarz. Er sucht Genuß und Glük, und — findet nichts.

Seine Unnutzbarkeit gleicht seinem Unglück. Uebertriebene Empfindung erschläft alle Kräfte des Leibes und des Geistes, schlägt den Muth nieder, durch die Furcht vor widrigen Begegnissen und unangenehmen Empfindungen, die sie überall treffen. Also können solche keinen Muth haben. Ein Mensch, der in einem in Flammen stehenden Hause, Mörder draußen auf ihn lauern sähe, dürfte weder bleiben, noch herausgehn, weil er überall den Tod vor Augen hätte. Das ist das Bild der zärtlichen, der empfindsamen Herzen, wie man sie heut zu Tage antrifft. Alles muß sie zurückschrecken, weil alles vermögend ist, sie zu verletzen. Sie dürfen also kein Unternehmen wagen, und selbst, wann man glauben sollte, daß sie wirken müßten, weil sie gereizt worden sind, da ist die Regung so gewaltig, daß sie, durch Betäubung, alle Kräfte, alles Bewußtseyn unterdrückt. Ein solches Herz ist ein Meer, wo nichts, als todtte Windstille, oder Orkan herrscht; man kann es zu keiner Zeit befahren.

Die Gefühllosigkeit, der größte Vorwurf zu unsern Zeiten, ist freilich ein Fehler. Der Gefühllose wird keinen Dichter, keinen Tonkünstler abgeben; überhaupt sind ihm die schönen Künste, und ihre Reize verborgen. Freundschaft,

schaft, Liebe, Mitleid sind bei ihm sehr schwach; und die Gefälligkeit wird er selten weit treiben. Schwerlich wird er sich einer Sache, seiner, oder seines Freundes Angelegenheit, mit Wärme annehmen. Er wird sich weder für Amerika, noch für England ereifern, und für keine Parthei, in seinem Kabinet, oder beim Glase setzen. Es ist mit ihm nichts anzufangen, weil er Gründe haben will, wenn er handeln soll; und wer kann immer Gründe aus der bloßen Vernunft anführen? Man versäumt öfters darüber den Augenblick der Ausführung. Ich beklage ihn, es fehlt ihm ein wichtiger Theil unsers Glücks, das Gefühl, die beseligende Freundschaft, die zauberische Liebe, das innige Mitleiden. Alles, was er thut, thut er mit Kälte, er fühlt das Belebende der Entwürfe, das Vergnügen der Hofnung, den Genuß der Begierde, die Freude des Erfolgs nicht. Er hat keinen innigen, eifrigen Freund, und von den Empfindungen, die den Menschen von der Kindheit an bis zum Tode beschäftigen, ermuntern, beunruhigen, betäuben, erfreuen, ihn von einem Tage zum andern fortgängeln, weiß er wenig. Er ist wirklich beklagenswerth; es geht ihm vieles ab.

Allein auf der andern Seite wird ihm der Verlust durch beständigere Ruh ersetzt. Wenn

die Hofnung ihn nicht erfreut, so schlägt ihn das Mislingen nicht nieder; wenn er das Interesse der Projekte nicht empfindet, so empfindet er auch den Verdruß des Fehlschlagens nicht. Nimmt er an keiner Parthei Antheil, so erfreut ihn zwar das Glück der Lieblingsparthei nicht; allein er empfindet auch nicht ihre Unfälle. Wenn er sich für keine Sache ereifert, so hat er gegen keine Parthei zu kämpfen, mit keinem Menschen Streit, und es kann ihn kein Ausgang der Sache betrüben. Wenn er die Freundschaft nicht empfindet, so fürchtet er auch nicht, unter dem Schein derselben von einem Treulosen betrogen zu werden; es stört keine Noth des Freundes seine Ruh. Wenn Mitleid ihn nicht besetzt, so wird sein Herz auch nicht von aller wahren und scheinbaren Noth der Menschen zerrissen.

Ist er für die Künste unbrauchbar, so kann er desto mehr zur Untersuchung der Wahrheit, zur Philosophie, zu den Wissenschaften, zu den Bedienungen, oder doch wenigstens für die Gewerbe, taugen. Er werde ein Mathematikus, ein Jurist, ein Arzt, ein Lehrer der Philosophie, ein Mechanikus, ein Handwerker, ein Landwirth. Seine Kaltblütigkeit wird sein Nachdenken befördern. Sein Herz wird ihn nicht durch Hitze verführen, daß er den Schein für die

die Wahrheit nimmt, und die Liebe zu einer vorgefaßten Meinung ihn nicht im Irrthum erhalten. Freilich wird er sich nicht mit Hitze eines Freundes annehmen; allein er wird auch den, der ihm vertraut, nicht aus steigender Hitze für einen neuen Freund, für den Liebling des Augenblicks, versäumen, verlassen, verrathen. Vielleicht wird er, aus Gründen, oder auch aus Gleichgültigkeit bei unbedeutenden Dingen, nachgebend seyn; vielleicht auch nicht. So viel ist aber gewiß, daß er auch, aus Gefälligkeit, nie eine Thorheit, einen Fehler, eine Ungerechtigkeit, eine Bosheit begehn wird. Hat er Vernunft, ist er gerecht, so ist er mir der unverwerflichste, der beste Richter, weil man ihn nicht leicht durch Bitten und Flehn, durch Dienstleistungen oder Anerbietungen bestechen wird. Freilich kann er fehlerhaft, ungerecht, lasterhaft seyn; ich befürchte alsdann aber nur seine eigne Schwachheiten und Laster, und nie die Einwirkungen Anderer. Bei dem Gefühlvollen habe ich ebenfalls Fehler und Schwachheiten zu besorgen; nemlich, wenn er von schlechter Art ist, zwiefach; seine eigne, und die dererjenigen, die ihn zu lenken wissen; und bei dem Besten — fremde Schwachheiten, denen er nicht widerstehn wird. Empfindsame Herzen sind öfters wollüstig, dem Vergnügen ergeben.

Oft

Oft haben sie Leidenschaften und Laster. Nicht wahr, in diesem Falle ist ein kaltblütiger Mensch besser?

Diese Kaltblütigkeit, diese Ruhe der Seele war es, die bei den Stoikern den Weisen ausmachte, und die Götter beseligte. Sie nannten sie Apathie, d. h. Befreiung von Leidenschaften, Empfindungslosigkeit. Der Weise und die Götter ließen sich von nichts, vom Glück und vom Unglück nicht, nicht von eigenem, nicht von fremdem Schicksal, anfechten; es war ihnen alles gleich. Man sieht den Augenblick, daß die Stoische Sekte nicht zu unsern Zeiten entstanden ist.

Der Kaltblütige hat überhaupt weniger Mühe, tugendhaft zu seyn, als der Empfindsame; seine Vernunft hat, zur Befolgung ihrer Einsichten und Entschlüsse, nicht soviel gegen Leidenschaften, und wenig gegen äußerliche Hindernisse, gegen Verführung, oder Bestechung, zu kämpfen; weil diese nur durch unsre Gefühle und Leidenschaften Kraft erhalten. Wer bei einer wohlbesetzten Tafel zum Essen genöthigt wird, hat einen schweren Kampf zu kämpfen, wenn er Lust zum Essen und zum Weine hat. Aber nur seine Lust macht ihm den Kampf schwer; wenn er Widerwillen gegen Wein und Speise empfän-

empfände, so würde ihn der Widerstand nichts kosten. Es ist mit allen Versuchungen eben so.

Kaltes Blut ist in Geschäften ein wünschenswerther Vortheil. Jederzeit muß der Empfindliche, der Hitzige, gegen den Ruhigen und Kaltblütigen verlieren. Beim Spiel, bei Intriguen, bei der Ausführung einer Sache, in der Gefahr, im Streit, ist der Unterschied groß. Jener verliert durch seine Hitze den Kopf; sieht und hört nicht, gibt Blößen, verräth sich; dieser sieht die Gelegenheit ab, ist selbst in sich verborgen, kann sich bedenken, merkt die Fehler seines Gegners, und trägt den Vortheil davon. Die Lage des Hitzigen gegen den Kaltblütigen hat für ersteren etwas erniedrigendes, unangenehmes, er fühlt sich gegen jenen schwach.

Starke Empfindung der Freundschaft, der allgemeinen Liebe und des Wohlwollens macht, daß man nicht leicht jemanden betrüben, mißvergnügt machen oder sehn kann, daß man keine Noth, ohne ihr abzuhelpen, keine Thräne, ohne sie zu trocknen, sehn, keine Bitte, ohne sie zu gewähren, hören, keinem Zornigen, Zänfischen widerstehn kann. Wenn alle Thränen, alle Bitten, aller Eifer gerecht wären; gut! Allein der Verbrecher bittet den Richter um Bagnadigung; der Ungehorsame fleht um Erlassung

sung der Strafe; der ungerechte Kläger liegt den Richter um einen günstigen Spruch an. Der Tischfreund nimmts übel, wenn man seinem Aufdringen kein Gehör gibt, und nicht mit ihm schwelgen will. Der Verführer schützt Freundschaft und Liebe vor, nennt den Widerstand Beleidigung, und stellt sich misverznügt, betrübt, empfindlich. Der Empfindsame Hausherr läßt seine Frau verschwenden, Thorheiten begehn, ihn zu Grund richten; er verdirbt das Gesinde; seine Tochter begeht schimpfliche Fehler; seine Söhne schweifen aus. Warum? Er hat ihnen nicht widerstehn können; er kann den Lärm, die Zänkereien seiner Frau nicht hören; ihre eigensinnige, verrätherische Thränen haben ihn bethört; er ist nicht im Stande den Kindern eine Bitte abzuschlagen, weil er sich nicht quälen lassen kann; er vermag ihren Muthwillen, ihre Fehler, nunmehr ihre Ausschweifungen nicht einzuschränken, nicht zu strafen, weil er zu gütig, zu mitleidig ist. Ich mag ihn, den Weichherzigen, nicht zum Richter haben; denn wenn meine Parthei sein Freund ist, wenn sie sein Herz zu treffen weiß, so hilft mir mein augenscheinliches Recht nichts, ich muß unterliegen. Als Polizeiobrigkeit möchte ich ihn auch wol nicht; ich besorge, daß er sich erbitten, oder ertrozzen lasse, was dem gemeinen Wesen zum Nachtheil gereicht.

Der

Der Weichherzige kann Niemanden betrüben! Den Gegenwärtigen freilich so leicht nicht; aber wie mit dem Abwesenden? Wenn nur die empfindsamen Herzen den Schaden nicht sehn — Das ist die Hauptsache — für ihre Ruhe sind sie besorgt. Wenn der Gegenwärtige von ihnen eine Gefälligkeit, auf Kosten der Abwesenden, verlangt, und sollte seine Forderung noch so ungerecht seyn, so steht zu vermuthen, daß er sie erhalten wird. Zudringlichkeit gilt bei solchen Empfindsamen viel. Und was bemerkenswürdig ist — die zudringlichsten sind immer die begierigsten, die kriechendsten, die ehrlofesten, die schlechtesten Menschen. Der ehrliebende ist bescheiden, zurückhaltend. Also geht die empfindsame Güte der weichen Herzen gerade den verkehrten Gang: dem Taugenichts thut sie wohl, auf Kosten des Guten. Den Unverschämten kann sie nicht betrüben, sie gewährt ihm seine Bitte; und den Bescheidenen beleidigt und übervortheilt sie. Ist das nicht eine vortrefliche moralische Güte?

Zum Freunde aber sollte man die Empfindsamen wol wünschen? Je nun vielleicht; ich werde eben nicht viel Rechnung auf ihn machen können. Er läßt sich zu leicht ernehmen. Der letzte, der ihn zu ergreifen weiß, ist immer sein
bester

bester Freund, dem er, in den Ergießungen seines Herzens, alle andre aufopfert. Wird er mich nicht über Jenen vergessen? Er hat sich meiner Sache angenommen; wie aber, wenn er in seiner neuen Empfindung solche vernachlässiget, etwa um die Sache seines neuen Freundes zu betreiben, oder seine Gegenwart zu genießen? Unterdessen bleibe ich selbst müßig, weil ich mich auf ihn verlasse, und meine Sache geht zurück. Soll ich ihm mein Geheimniß anvertrauen? Wird er es aber nicht, in einem Ausbruch seiner neuen Liebe, mit seiner Empfindung aushauchen? Wer leistet mir dagegen Bürgschaft?

Ich kann in keinem Falle mich seiner Gesinnungen versichern. Aller Eindrücke ist er fähig. Der unsinnige Spott des Verführers, das Zureden des Betrügers, die Vralerei des Lasterhaften wirkt auf ihn. Mit den Mäßigen ist er mäßig, mit den Schwelgern schwelgt er; mit Sittsamen hat er Sitten, Religion; mit Frechen schämt er sich der Sittsamkeit und der Tugend; mit meinen Freunden ist er mein Freund; gegen meine Feinde wird er seine Freundschaft für mich verhehlen; die Spöttereien der Widrigesinnten über mich, ihre Beschuldigungen, ihre unverschämtesten Lügen betäuben ihn; er darf den Mund nicht aufthun.

Selten

Selten wird man einen Gefühlvollen beständig und standhaft finden. Beständigkeit erfordert eine ruhige Seele; um einen vernünftigen Plan zu entwerfen, rechte Mittel zu wählen; dazu gehört Nachdenken, lange Betrachtung, reife Ueberlegung, und dazu ist der Gefühlvolle zu heizig, zu übereilt; der erste Gedanke setzt ihn in Bewegung, bemächtigt sich seiner ganzen Seele; er sieht nichts anders, kann also nicht wählen; und wenn gleich ihm etwas anders einfällt, oder eingegeben wird, so hat er die Geduld nicht zu prüfen, zu vergleichen. Also faßt er schnell, übereilt seinen Entschluß. Nun findet er in der Befolgung, oder bei kälterem Blute, daß er geirrt habe; er muß also abstehn und ändern. Und gesetzt, er hätte gleich das Glück gehabt, auf den besten Entschluß zu fallen, so erfordert die Ausführung Geduld, Anstrengung, Ueberwindung mancher Schwierigkeiten. Ein heiziger Anfang hat selten anhaltende Folgen, weil die Hitze, die einzige Triebfeder nothwendig nachläßt. Sie taugt also nur zu Unternehmungen, die bald geendigt werden können. Man hat bemerkt, daß rasche, empfindungsvolle Menschen, bei kaltem Blute, welches nothwendig bei langen Unternehmungen erfolgt, gemeiniglich so träge, so nachlässig, so kraftlos sind, als sie vorher, in ihrem En-

thusiasmus eifrig, muthig, feurig waren. Anstrengung ist nur auf kurze Zeit ihre Sache. Schwierigkeiten schlagen sie vollends nieder, und um destomehr, da sie ihnen unvermuthet zu stoßen, weil sie in ihrem Eifer nichts vorhergesehen haben. Man rechne also gar nicht auf solche empfindsame Herzen; wenn auch nur das wäre, daß ihnen nothwendig oft neue Gedanken und Gegenstände aufstoßen, die sie alle mit gleicher Wärme beleben, und sie die vorherigen vergessen machen. Bei solchen hat der Letztredende immer Recht, und der letzte Gedanke ist immer der beste. Zu raschen Unternehmen, die sogleich geendigt werden können, sind sie vorzüglich. Wer sie also recht nützen wollte, müßte beständig solche Geschäfte für sie finden. Zu anhaltenden Geschäften taugen sie nicht; die Raschheit, mit welcher sie zu Werke gehen, erschöpft gar zu bald ihre Kräfte.

Von Standhaftigkeit ist mit ihnen die Rede gar nicht. Wie könnten sie gegen Widerwärtigkeiten, Widersprüche, Abmahnungen, Verdruß, Vorwürfe, Zureden, Verlust, Aufopferung stehen; sie, auf welche alles so sehr tiefe Eindrücke macht? Das ist ganz und gar nicht zu erwarten.

Große Gedanken können sie gebären, aber nie recht auseinander setzen. Sie verlieren sich,
wenn

wenn sie ins Detail gehn. Ihre Geistesstärke wird stumpf, so wie ihre Wärme verdunstet.

Daher verfallen alle Systemenmacher in so sonderbare Irrthümer. Nie ist vielleicht je ein Irrthum in der Welt durch kaltblütige Menschen entstanden. Feurige Genies, bei welchen ein helleuchtender Gedanke alle andre verschlingt, sehn alles in Verhältniß mit demselben, beugen und drehen und zwingen alles nach diesem Hauptgedanken. Aristoteles, Plato, Cartesius, Rousseau haben manchen Irrthum zur Welt geboren. Und Newton — ? Er hat ja die Apokalypse erklärt. So hat Buffon die Planeten mit ihren Trabanten, durch einen Kometen aus der Sonne schleudern lassen.

Der Weichherzige ist aller Eindrücke, der guten und der bösen, empfänglich. Das Beispiel der Tugend, die Ermahnungen, die Religion, die Ehre, wirken mächtig auf ihn; eben so stark wirkt aber auch das Beispiel des Lasters, das Zureden des Verführers, das Hohngelächter des Nichtswürdigen, die Verfolgungen der Ungerechtigkeit. Aus Menschenfurcht sündigt er, selbst wider seine Grundsätze, seine Einsichten und sein Gewissen. Oder glaubt man, daß die Schande der verletzten Keuschheit, das Unglück einer in den Lüsten, in Thorheiten verscherzten Jugend, nur das lasterhafte, ehr-

lose Mädchen, nur den frechen Jüngling treffe? Ich denke, daß, unter den unglücklichen Opfern der Verführung, die mehresten aus Weichherzigkeit, aus Empfindung, ins Verderben gefallen sind. Ein Mädchen ohne Gefühl muß Sinneslust empfinden, um der Schande entgegen zu gehn; das gefühlvolle hingegen kann, mit reinem Herzen und keuschen Sinnen, zu fallen kommen; ihre Liebe, die wahre oder geheuchelte Liebe des Verführers, stürzt sie in den Abgrund. Der fromme, gute, gewissenhafte und ehrliebende Jüngling wird von Verführern, die ihre Lokkungen unter dem Schein der Liebe, der Tugend zu verbergen wissen, in die Schlinge gezogen. Wie manches Mädchen, das unter dem Schwert des Nachrichters ihr junges Blut vergießt, hat ihr Unglück ihrem empfindsamen, liebevollen, edlen Herzen zuzuschreiben! Wäre es hart, unempfindlich gewesen, könnte es noch mit seiner jungfräulichen Ehre stolzieren, oder zwischen den frohen Eltern und dem liebenden Manne sich brüsten.

Ihr weichgeschaffnen Seelen,
Ihr könnt nicht lange fehlen.
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen; 26.

Prächtiges, ins Herz dringende Epiphonema;
zumal wann Brauns mächtige Musik in den er-
sten

sten Zeilen das Herz in Empfindung zerschmilzt, und in den folgenden mit ihrem Donner erschrickt. Nur kann es den unphilosophischen Zuhörer irreführen, und ihn denken machen, daß die weichgeschaffnen Seelen nicht fehlen können. Ihr könnt nicht lange fehlen. Je zuweilen, nach den Umständen. Sich selbst überlassen; richtig. Aber wie, wenn Verführung, Sinne, Menschenfurcht anhalten, und selbst das strafende Gewissen betäuben? So — drückt das gefallene Mädchen die Schande; Gewissen, Ehre, Furcht vor Eltern und Menschen kämpfen gewaltig gegen einander in ihrer Seele, verfinstern den Verstand, erzeugen Verzweiflung, und es sucht durch ein Verbrechen einen Fehler zu decken. So betäubten den ertapten Rousseau Schrecken und Schande, und machten ihn zum Verläumder der Unschuld.

Ihr könnt nicht lange fehlen; aber desto öfter, weil die Reizungen der Verführung desto mächtiger wirken.

Je empfindsamer das Herz ist, desto stärker sind die Leidenschaften, es muß nothwendig also seyn. Denn Eindrücke müssen um so tiefer seyn, als das Herz weich ist; und tiefe Eindrücke sind Leidenschaften. Dies stimmt mit der allgemeinen Beobachtung überein. Die

sanften, gefälligen, liebevollen Herzen sind den Reizungen der Wollust sehr ausgesetzt. Eben die Wärme des Herzens, die den Eifrer für die Religion und Tugend besetzt, besetzt den Enthusiasten, den Verfolger, wenn ers aus wahrem Eifer, und nicht aus Scheinheiligkeit, um Absichten zu erreichen, ist. Eben die Liebe, die sich in Gebeten zu Gott ergießt, wird Liebe zu den Creaturen, und kann zu strafbarer Liebe werden; ich sage nicht, ausarten. Alle Gegenstände entzünden sie. Deswegen ist in den Klöstern, bei jungen Personen, der Uebergang von dem Religionseifer zu Liebeshändeln; und bei abgelebten Buhlerinnen in der Welt, der Uebergang von der Buhlerei zum Religionseifer, so leicht und so gemein. Es ist immer derselbe Trieb, der den Gegenstand mit Kraft ergreift, den er vor sich hat, und den er erreichen kann. Die Leute, die so gefällig, so gültig, so dienstfertig sind, die jedermann gute Herzen nennt, sind eben so leicht zum Zorn zu reizen, als zu Gefälligkeiten zu bewegen; sie hassen so stark, so aufbrausend, so flüchtig, als sie lieben. Man kann sie eben so leicht beleidigen und abwenden, als gewinnen.

Aus dem Grunde haben verschmizte Bösewichter, wenn sie eine Schandthat ausführen wollten,

wollten, und Gehülffen brauchten, solche empfindsame Seelen gesucht. Die Königsmörder waren eifrige Verehrer der Religion, junge Leute, deren Herz jeder Empfindung empfänglich war. Unzählig ist das Uebel, das gute Herzen gethan haben.

Der Lobspruch, der zu unsern Tagen alles sagen, alles gelten soll: Er hat ein gutes Herz; ist sehr unphilosophisch; hauptsächlich deswegen, weil man darunter ein weiches Herz versteht. Freilich ist ein gutes Herz besser, als ein böses, und es ist mit einem weichen Herzen mehr, in Gutem und in Bösem, als mit einem festen oder harten Herzen anzufangen. Dieses ist und bleibt, was es ist; jenes aber lenken und beugen und kneten wir nach Belieben. Und freilich mag man sich lieber die Menschen nach seinem Sinn umkneten, als sie, so wie sie sind, zu brauchen, und sich nach ihnen zu schicken; das ist bequemer. Ein Kind wird allemal lieber mit Wachs, als mit einer Stange Eisen spielen. Es fehlt ihm an Kraft und Geschicklichkeit, letztere zu brauchen.

Aber ein böses Herz! — Lieber Leser, wie oft wird Standhaftigkeit, ein nach Grundsätzen handelnder Mann, mit diesem Schmähnamen gescholten? Hart, fest und böse werden so

oft, als weich und gut, mit einander verwechselt. Gibts überall böse Herzen, d. h. solche, die das Böse lieben, nicht weil sie Nutzen davon haben, sondern weil sie es als böse betrachten? Das kann ich sogleich weder zugeben noch läugnen. Dazu gehört eine Untersuchung, die nicht dieses Orts ist. Dieß aber legt uns die tägliche Erfahrung vor Augen, daß häufig, unzählige mal aus gutem Herzen gesündigt, größlich gesündigt wird. Ja, es geschieht mehr Schade aus Güte, freilich aus unbesonnener, übereilter, unwissender Güte, als aus bösem Willen.

Man sehe unsre Empfindsamen. Sie sind träge, muthlos, launisch, verdrossen; den Augenblick wollen sie sich für den Freund ins Feuer stürzen; den Augenblick drauf ist er vergessen. In der Noth, beim Krankenbett, sind sie nicht zu brauchen. Warum? weil sie zu viel Empfindung haben; sie können die Noth, die Gefahr nicht ansehen; das Jammern, das Wehklagen nicht hören; es geht ihnen durchs Herz, sie fallen in Ohnmacht, oder laufen davon. Letzteres ist noch das Beste, das sie thun können; sonst stehn sie nur im Wege, oder geben zwei Nothleidende für einen zu versorgen. Von welchem großen Nutzen werden solche Göttinnen einst dem Manne, dem Hause, den Kindern

den seyn? Ein solches Paar Empfindsamen
 heirathet. Sie sind im Liebes- und Brautstande
 vor Zärtlichkeit geschmolzen; am Hochzeitstage
 zerfließen sie gar. O des glüklichen, des selts-
 gen Tages! Nach vier Wochen seh' ich sie wie-
 der. Der Mann gähnt, die Frau weint. Der
 Mann ist ein Treuloser, alle seine feierlichen,
 heiligen, vor Gott ihr zugeschwornen Eide
 sind vergessen; er ist ihrer satt, er liebt sie nicht
 mehr, er vernachlässiget und verachtet sie. Die
 Wahrheit ist, daß seine Liebesverzückungen auf-
 gehört haben, und daß er vielleicht bald zur Ver-
 nunft kommen wird.

Ihr werfet mir vor, lieben Leser, daß ich
 Narren schildre. Ja freilich; aber diese Narr-
 heit, was ist sie? Nichts, als die Ueberspan-
 nung eines glüklichen, nüklichen, herrlichen Ge-
 fühl's.

Wahrlich ich wünsche nicht, daß meine Frau,
 meine Tochter, ein zu empfindsames Herz haben.
 Ich würde besorgen, daß meine Ruhe und mein
 Glük darunter litten.

Nun muß ich die Gefühle und Leidenschaf-
 ten insbesondre betrachten.

Man kann in dem Menschen zwei Grund-
 triebe annehmen, die Selbstliebe, und die
 Mitempfindung.

Ich brauche letzteres Wort, weil es weniger bestimmt ist, als das gangbare Wort Mitleid. Dieses bedeutet nur den Antheil, den wir an fremden Leiden, nicht aber an fremder Freude, nehmen. Ich will aber beides ausdrücken. Ich bitte um Vergebung, daß ich ein neues Wort wage; wie sollte ichs aber machen, da ich keines fand, um meinen Gedanken auszudrücken? Das Wort Mitempfindung ist ja in der Analogie der Sprache.

II. Artiel.

Von der Selbstliebe.

Die Selbstliebe ist eine nothwendige Folge des Gefühls überhaupt. Wenn ich etwas fühlen soll, so muß ich alles fühlen, was mich mit einer gewissen Stärke trift, und Wohl, oder Uebelbehagen empfinden. Nun kann ich unmöglich gegen beide gleichgültig seyn. Wohlbehagen ist mir angenehm, und Uebelbehagen widrig; ich bestrebe mich, dieses zu vermeiden, und jenes zu genießen; und dieses Bestreben ist Selbstliebe.

Ohne Selbstliebe, wenn der Mensch ohne dieselbe bestehn könnte, würde er völlig unthätig

tig

IV. K. Kr. im Mensch. II. Art. Selbstliebe. 171

tig seyn. Jedes thierische Geschöpf wird durch sie belebt. Alle seine Bewegungen gehn dahin, aus, sein Leben zu erhalten, Gefahr und Schmerz zu vermeiden, und angenehme Empfindungen zu genießen. Dies Gesetz gilt durchgehends, von der Schnecke und Auster an, bis auf den Elephanten, den Menschen, und die höheren Geschöpfe. Alles was der Mensch also Gutes thut, und ist, und genießt, ist der Selbstliebe zuzuschreiben. Sie ist die Mutter der Künste und Wissenschaften, der Thätigkeit, des Fleißes, der Geschicklichkeit, und aller Tugenden.

Sie ist aber zugleich die Mutter aller Laster, aller Bosheiten und Schandthaten, alles selbstverschuldeten Unglücks. Dies erfordert eine nähere Erörterung.

Selbstliebe ist der Hang nach angenehmen, und die Scheu vor widrigen Empfindungen. Wenn nun der Mensch etwas für gut oder übel hält, das es nicht ist; wenn er den Nutzen, das Vergnügen sieht, ohne alles Uebel zu bemerken, was eine Folge davon ist; wenn er in dem Verhältniß des Guten und des Uebels, oder in der Wahl der Mittel, ersteres zu erlangen, und letzteres zu vermeiden, irrt; so ist offenbar, daß er das verkannte Uebel wählen muß,
nach

nach dem Scheinguten haschen, und das wahre Gute fahren lassen wird: er wird das größte Uebel ergreifen, und immer weiter vom Ziele Kommen, je mehr er darnach strebt. Sein Irrthum ist sein Wegweiser, er muß irren, er muß sich Reue bereiten. Solcher Irrthum ist unvermeidlich, weil der Mensch nicht allwissend ist. Auf diese Art erzeugt die Selbstliebe nothwendig Fehlritte und Uebel; und das um so gewisser, daß der Mensch nach Grundsätzen handelt. Der Leichtsinnige, der alles aufs Gerathewohl ankommen läßt, kann, wenn er in seinen Vorstellungen geirrt hat, dennoch von ohngefahr die rechte Wahl treffen; weil er keiner Einsicht, sondern nur dem Zufall folgt. Wer aber nach Einsicht handelt, und sich irrt, der muß nothwendig fehlen. Also gibts Fälle, wo die Tugend selbst Uebel erzeugt. Das wird doch niemand verlangen, daß die Selbstliebe die Kraft habe, das wahre Gute fest zu ergreifen, und gegen das unerkannte und betrügliche Scheingut alle Kraft verlieren soll. Alsdann würde sie mit dem, was wir bei den Thieren Instinkt nennen, viel Aehnlichkeit haben. Allein der Mensch müßte der Vernunft beraubt seyn, oder sie niemals zu Rathe ziehn.

Je stärker die Selbstliebe ist, desto mächtiger treibt sie uns zum Guten, zu unsrer Erhaltung,

haltung, zum Streben nach dem wahren Wohl-
seyn, an. Desto gefährlicher wird sie aber,
weil wir uns alsdann übereilen, und alles, auch
das Scheingute, desto begieriger und heftiger
ergreifen. Alsdann irren wir desto öfter, und
treiben jede Irrung weiter.

Zuweilen erstikt die Selbstliebe das Mitge-
fühl; wenn nemlich dieses zu schwach ist; wie
es wol bei einem festen Körperbau, oder bei
gewissen Handthierungen, die etwas Hartes ha-
ben, oder bei Verwöhnung sich zuträgt; oder
auch wird die Selbstliebe zu heftig; und dieß
geschieht bei einem zarten, weichlichen Körper,
bei verzärtelten, kleinmüthigen Menschen. Als-
dann reißt das ausgeartete, zügellose Gefühl,
das nunmehr Selbstsucht genannt wird, alles
an sich. Es übertritt die Schranken der Ge-
rechtigkeit und Billigkeit. Es fürchtet die Mühe,
scheut die Arbeit, erschrickt vor dem Anschein der
Gefahr, bleibt in sich gefehrt, und nimmt nie
an fremder Noth Theil. Es ist also die nach-
theiligste Empfindung, die man nur denken
kann, denn sie ist die Quelle aller Laster; und
sie ist doch weiter nichts, als ein Uebermaas
der so nothwendigen, so wohlthätigen Selbst-
liebe.

Man

Man kann sagen, daß in der Welt nur ein Gut, und eine Tugend ist, nemlich die Mäßigkeit, und die Mäßigung; oder, um bestimmter zu reden, das genaue Verhältniß der physischen und moralischen Kräfte zu ihrem Gegenstande. Ersteres Verhältniß ist das Wohl; das andre, die Tugend. *)

12. Artikel.

Vom Mitgeföhle.

Das Mitgeföhle hat zwei Theile, das Mitleiden, und die Theilnehmung an der Freude.

Wir sind niemals ganz wir Selbst, sondern leben zum Theil immer in den Andern, und werden durch Andre bestimmt. Zu eines jeden Ruh ist sein eignes Wohlseyn nicht zureichend, sondern das Wohlseyn Andrer auch nöthig. Der glücklichste, vergnügteste Mensch wird betrübt, wenn

*) Das *Aurea mediocritas* ist das Gute, und das *Et modus in rebus, sunt certi denique fines, Quos ultra citraque nequit consistere rectum* ist die Tugend.

Meine Grundsätze sind sehr alt; nur ihre Anwendung ist etwas neu; und — ich wundre mich darüber.

wenn die, die zunächst um ihn sind, leiden. Mehrentheils weinen wir mit den Weinenden, und freuen uns mit den Frölichen. Wenn in dem blühendsten Zustande, in der größten Frölichkeit, Leidtragende, Unglückliche, Misvergnügte um uns sind, so ist unsre Freude gestört, und öfters vernichtet.

Sehr merkwürdig ist, daß der Mensch dieses Gefühl ausschließlich zu besitzen scheint; bei den Thieren sieht man keine Spur davon, außer bei den Weibchen, wann sie Jungen haben, und bei den Männchen, wann der Geschlechtstrieb sie ermuntert. Erstere nehmen sich der Jungen sehr eifrig an; allein diese Theilnehmung geht bald vorüber, nemlich, sobald die Jungen im Stande sind, für ihre eigne Erhaltung zu sorgen. Außerdem lebt jedes Thier für sich, und schränkt sich in sich selbst ein. Bei uns erstreckt sich das Mitgefühl, nicht allein auf unsre Angehörigen, sondern auf alle Menschen, bekannte und unbekante, wovon wir einige Kenntniß erlangen. Neuerlich haben wir mit Messina und Rhegio gelitten, deren Unglück wir nie gesehn, und nur durch kalte Nachrichten von fernher erfahren haben. Nicht der Mensch allein, das Thier selbst hat Theil an unsrer Empfindung; nie können wirs ohne Betrübniß
leiden

leiden sehn, sobald es einige Mittel hat, seinen Schmerz auszudrücken. Solche aber, die keine Stimme haben, als der Schmetterling, der Fisch, der Krebs, können wir freilich kaltblütig genug martern.

Das Mitgefühl ist so mächtig, daß fremdes Wohl oder Weh vermögend ist, das Gefühl unsrer eignen Freude, oder unsers eignen Leidens zu hemmen, und zuweilen zu ersticken. In der größten Zufriedenheit nimmt der Mensch Theil an dem Schmerz der Nothleidenden, und den Traurigsten kann manchmal die Frölichkeit eines Andern aufrichten. Wie oft hat uns dieses Mitgefühl uns selbst vergessen gemacht? wie oft haben wir darüber unsre Geschäfte, unsern Nutzen, unser Vergnügen versäumt, und unsre Muse zum Dienste Anderer verwandt?

Dieses Gefühl muß uns angeboren seyn, weil Kinder in dem ersten Jahre, da sie kaum den Schmerz kennen, (denn von den ersten Schmerzen ist das Gefühl sehr stumpf, und das Bewußtseyn nichtig,) und von dem Ausdruck des Schmerzes nichts wissen, schon Antheil an fremden Leiden nehmen. Wenn sie ängstlich schreien hören, schreien sie ängstlich. Das ist Thatsache. Ich muß aber gestehn, daß sie mir unerklärbar ist, wenn man nicht aus

aus der Mitempfindung ein körperliches Gefühl machen will.

Eins ist noch sehr betrachtungswürdig, nemlich, daß gerade der Mensch, der mächtigste Bewohner der Erde, allein Mitleiden empfindet. Der Bär, der Löwe, der Tiger bedürfen dieses Zügels nicht; ihre Wuth und ihre Kräfte mögen noch so groß seyn, so sind sie doch immer zu schwach, um großen Schaden anzurichten. Der Schöpfer konnte ihrer Raubsucht und Blutbegierde freien Lauf lassen. Der Mensch aber, der, nebst seinen Kräften, die Kräfte der ganzen Natur in Bewegung setzen kann; der Mensch, dessen scharfem Blicke nichts entgeht, und dessen unermessliche Begierde alles umfaßt, alles verschlingen will; der Mensch, dessen Leidenschaften alle eine gewaltige Schnellkraft haben, wäre der Tyrann der Schöpfung, die Plage der lebendigen Geschöpfe, er würde in sein eignes Geschlecht wüthen, wenn das Mitleid ihm nicht Zügel anlegte. Was diese Betrachtung noch wichtiger macht, ist, daß das Mitleid immer mit den Kräften und Leidenschaften des Menschen fortwächst. Unter den rohen Völkern, wo der Mensch sich wenig über die Thiere erhebt, wo Kräfte, Triebe und Leidenschaften sehr eingeschränkt sind, weiß man von Mitempfindung fast gar nichts. Die ungebildeten Sprachen

des Alterthums, die Sprachen der ungesitteten Nationen haben kein Wort, die Empfindungen auszudrücken, die wir Menschenliebe, Wohlthätigkeit, Mitleiden, Barmherzigkeit nennen. Der Amerikaner zerfleischt mit kaltem Blute seinen Kriegesgefangenen, und schlägt aus Barmherzigkeit seinen alten Vater todt; der Neger läßt seinen Vater verhungern, um ihn der Mühseligkeiten des hinfälligen Alters zu überheben. Je nachdem ein Volk gesitteter wird, je weiter seine Kenntnisse sich ausbreiten, je mehr Künste und Wissenschaften seine Kräfte erhöhen, je mehr die Gegenstände der Begierde sich häufen und die Leidenschaften entflammen; desto stärker wird die Mitempfindung; bis daß die Leidenschaften einerseits, und die Empfindung andererseits, übertrieben werden, den Menschen weich, schlaff, zart machen, und ihn in eine größere Ohnmacht zurückwerfen, als die Ohnmacht der Rohheit.

Man kann auch sagen, daß das Mitleiden mit der Empfindungsfähigkeit fortwächst, noch eher als mit den Kräften. Denn das empfindende Geschöpf, das vor Weichlichkeit keinen Muth und keine Kraft hat, treibt die Mitempfindung bis zur Ausschweifung. Diese Beobachtung scheint mir noch richtiger, als die vorhergehende.

herge

hergehende; alsdann aber vermüthe ich, daß das Mitgefühl im Grunde nur Selbstgefühl ist. Das Leiden Andern erregt in uns Mitleiden, Trieb zu helfen, weil die Leiden uns ein unangenehmes Schauspiel sind. Ihre Freude erfreut uns, nicht ihrentwegen, sondern unsertwegen, wie der Duft einer Blume, und der Gesang der Nachtigall.

Freundschaft, Liebe, Elternliebe können einige Schwierigkeiten dagegen machen. Aufopferungen sind noch schwerer zu erklären.

Es mag nun seyn, wie es will, so ist doch immer eine bewundernswürdige Einrichtung, daß die Kräfte, indem sie an Schädlichkeit, (sowol als an Wohlthätigkeit,) fortwachsen, sich selbst immer festere Schranken setzen, die ihre gefährliche, nicht aber ihre nützliche Wirksamkeit beschränken. Und wenn das alles nur eine und dieselbe Kraft ist, so ist die Einrichtung desto einfacher und desto wunderbarer.

Das Mitleiden ist ein sehr wohlthätiger Trieb. Er ist, der dem Armen Brod, dem Elenden Erquickung, dem Kranken lindernden Beistand verschafft. Er knüpft alle Bande der Freundschaft, der Liebe, der Geselligkeit fester;

er vermehrt unsern Genuß und unser Glück, indem er uns des Glücks aller andern theilhaftig macht. Sollte er denn auch schädlich seyn? Ja freilich.

Einmal istb ausgemacht, daß wenn wir an den Leiden Andern Theil nehmen, zu jener Erleichterung, so nehmen wir auch zu unsrer Betrübniß daran Theil. Wenn das Glück Andern zuweilen unser eignes Elend mildert, so verbittert ihr Ungemach auch unser Glück. Das ist unwidersprechlich. — Da ist Uebel und Wohl beisammen in gleichem Maaße.

Ueberhaupt sind Güte, Nachgeben, Mitleiden, alle Empfindungen, die aus dem Mitlegefühl entstehen, in der Gefahr, die Vernachlässigung der Pflicht zu begünstigen, die Ungerechtigkeit zu bestärken, die Gesetze schwankend, und die Urtheilssprüche ungewiß zu machen. Ich weiß, daß dieses Nachlassen, wegen der menschlichen Schwachheit, nothwendig ist. Wir armen Menschenkinder vertragen die vollkommene, die strenge Gerechtigkeit nicht. Allein man wird mir auch gestehn müssen, daß es ein Uebel, ein Palliativ unsrer Schwachheit ist, wodurch diese immer vermehrt wird. Und wer ist vermögend, die genauen Gränzen und die rechten Verhältnisse, zwischen der strengen Pflicht und Gerechtigkeit

tigkeit einerseits, und der Güte und Barmherzigkeit andererseits, zu bestimmen? Ja, ist nicht jede Ausübung der Barmherzigkeit eine Verletzung der Gerechtigkeit, die nur dadurch einigermaßen gebilliget werden kann, weil alle Menschen des Nachlasses bedürftig sind? Dieses Bedürfnis scheinen sie recht zu fühlen; denn man trifft allenthalben gefällige, nachgiebige Menschen an: wo findet man aber einen Gerechten?

Die allgemeine Wohlthätigkeit thut vielleicht so viel Schaden, als Gutes. Sie lindert das Elend einer Menge Unglücklichen, aber nur, meines Erachtens, nachdem sie den größten Theil derselben ins Elend gestürzt hat. Denn der größte Theil derer, denen sie eine hülfreiche Hand bietet, haben auf ihre Unterstützung gerechnet, und sich darauf verlassen. In dieser Hoffnung haben sie sich der Faulheit, der Unordnung ergeben, und sind darüber in den hülfbedürftigen Zustand gefallen. Wie viele Elenden sieht man nicht, mit einem gesunden Leib und starken Gliedern, von Haus zu Haus laufen, durch ihr ungestümes Geschrei, und ihre ekelhaften Lumpen Almosen erpressen, deren sie unwürdig sind? Ohne die Versicherung dieser mitleidigen Hülfe, würden sie sich zur Arbeit gewöhnt haben, und könnten nicht den Abend,

auf den Bierbänken, und in schmutzigen Wohl-
lüssen, der allgemeinen Wohlthätigkeit hohn-
lachen, die sie in den Stand setzt, ihr Leben
in der Zügellosigkeit zu verschwelgen.

Jetzt sucht man allenthalben, durch gute
Einrichtungen, der Unordnung zu steuern. Die
Almosen werden durch bestellte Männer, oder
Gesellschaften, verwaltet. Der muthwillige
Bettler wird zur Arbeit gezwungen, dem Armen
wird Arbeit geschafft, eine bestimmte, nach ih-
ren Bedürfnissen und dem Vermögen der Anstalt
eingerrichtete Beisteuer, gereicht; der Kranke,
der abgelebte Greis werden in Hospitäler auf-
genommen und verpflegt, die Waisen werden
versorgt und erzogen; und die Städte bieten
nicht mehr das traurige Schauspiel des Elendes
dar. Allein, mancher Arme wird übersehn,
sein Elend kommt nicht an den Tag, die Al-
mosen kommen spärlich ein, weil das ungestüme
Geschrei der Armuth und der Blick des Elendes
solche nicht mehr erpressen. Mancher Verwal-
ter hat sich mit dem Eigenthum des Dürftigen
gemästet, und diesem nur die übrigen Brosamen
zugeworfen. Dadurch wird der Gebende scheu
und argwöhnisch; er gibt wenig, weil er zwei-
felt, ob es der Arme wirklich bekömmt. Der
Bürger sieht manches Elend, und darf nicht
helfen.

helfen, wenn er die Gesetze nicht übertreten, die Unordnung nicht begünstigen, und nicht gerechte Strafe auf sich laden will. Umsonst blutet ihm das Herz, umsonst steht der Hülflose um seinen Beistand. Hier thun nützliche, aber strenge Gesetze manchen Schaden; und sie müssen strenge seyn, sonst erreichen sie ihren Zweck nicht, und helfen zu nichts.

Nachsicht und Mitleiden sind das Verderben vieler jungen Leute, und die Quelle häufiger Ungerechtigkeiten. Wenn die Jugend ausschweift, so ist fast immer die Güte, d. h. die Schwachheit derer, die sie leiten sollten, daran Schuld. Aus Weichherzigkeit wissen diese nicht, sie in Ordnung zu erhalten, es thut ihnen weh, wenn sie solche durch Verweigerungen, oder nothwendigen Strafen betrüben müssen, sie können es nicht auf sich nehmen.

Der Richter, der in einer Sache sprechen soll, hält in seinen Händen das Glück und das Verderben der Partheien. Wenn er nun, anstatt solche nach der Gerechtigkeit zu vertheilen; aus Empfindung, aus Mitleiden gegen den schuldigen Beklagten fallen läßt; so wird er gegen den unschuldigen Kläger ungerecht.

Die Theilnehmung an der Freude ist uns Menschen sehr nützlich; dadurch wird das Maas unsrer Freuden sehr vermehrt. Wir genießen nicht allein unser, sondern auch Andern Glück. Unser eigenes wird unschmackhaft, wenn wir es nicht mittheilen können, und es erhält durch die Mittheilung einen höheren Werth. So werden die Menschen durch Bande der Freude mit einander verbunden; Liebe und Freundschaft entstehen, und erzeugen Glück und Freude. Allein, diese Theilnehmung bewirkt Schwelgerei und Ausschweifung, Vernachlässigung der Pflicht, Versäumung der Geschäfte, Verführung. Der Zügellose will nicht allein schwelgen, und wirbt Mitgefährten; diese, die gern Theil an Freude nehmen, lassen sich leicht dazu verleiten; und so greift die Unordnung um sich. Die Schwelger werden muthwillig, begehnen Unbesonnenheiten; die Gefährten nehmen auch Theil daran, werden durch die Menge furchtbarer, und geben der Obrigkeit mehrere Schuldige zu strafen. Aus dieser Quelle fließt die unselige Spielsucht, die so viele Menschen ins Elend stürzt. *)

Nehmet

*) Spielsucht, wird man sagen, ist keine Empfindung der Mittheilung, sondern baare Eigensucht. Ganz richtig. Seinen Ursprung aber nimmt es nicht von der Eigensucht, sondern von dem Bedürfnis,

Nehmet dem Menschen das Bedürfniß, seine Freude mit andern zu theilen, so werdet ihr vieles Uebel wegschaffen.

13. Artikel.

Von der Liebe.

Die Liebe ist eins von den seligsten Gefühlen. Alle Arten derselben beglücken den Liebenden und den Geliebten; feuern das Herz zur Tugend, zu Heldenthaten an. Arbeit, Aufopfrung, alles wird ihr leicht. Allein, sie hat auch ihre Mängel.

M 5

Sie

niß, seine Freude mitzutheilen, um solche zu genießen; von der Geselligkeit. Gewiß würde Niemand auf den Einfall gerathen seyn, ein Spiel als ein Erwerbmittel zu erfinden; man hat solches zum Vergnügen einer frohen Zusammenkunft erdacht. Die ersten Spiele waren Uebungen, Wettstreit, so wie Virgils Wettgesänge, es wurden Preise ausgesetzt. Von diesen Proben der Geschicklichkeit kam es auf andre, bis nach und nach die Spiele, die wir haben, als ein Mittel zu gewinnen, gemein wurden. Wenn der Mensch allein seine völlige Zufriedenheit genösse, so wäre nimmermehr das verderbliche Lotto entstanden.

Sie besteht in dem Vorzuge ihres Gegenstandes. Eben dadurch wird sie für denselben partheiisch, und gegen Andre ungerecht. Daher wird Mancher ohne Verdienst zu Brod und Aemtern befördert, indes daß der Würdigere übersehn und zurückgesetzt wird. Sie ist blind, und verkennet die größten Fehler ihres Gegenstandes, wird also oft betrogen. Sie hat zu dem Geliebten das größte Vertrauen, und wird desto leichter von dem Unwürdigen verführt. Nehmet ihr diese Fehler, so beraubt ihr sie ihrer ganzen Kraft; sie hört auf Liebe zu seyn.

Ich sage nichts von den Vergehen der eigentlich sogenannten Liebe, weil ich davon schon in dem Artikel 3 (Von der Schönheit) gehandelt habe.

Die Freundschaft setzt in den Freund ihr ganzes Vertrauen, und wird daher sehr leicht betrogen oder verführt. Die mehresten jungen Leute werden unter der Larve der Freundschaft zur Unordnung, zur Zügellosigkeit, zu den schändlichsten Ausschweifungen verleitet. Dem guten Jüngling legt man keine gefährlichere Falle; und wer den Reizungen der Wollust widerstanden haben würde, läßt sich durch den Schein der Liebe, der Freundschaft, dem sein Herz offen steht, zum Laster hinreißen.

Aus

Aus der Liebe der Eltern zu den Kindern, die so heilsam und so nothwendig ist, entsteht ein großes Verderben für letztere. Zärtliche Eltern verzärteln, verziehn ihre Lieblinge, und bereiten ihnen viel Unglück. Aus diesem Grunde pflegt ein einziges Kind mehrentheils schlecht zu gerathen. In solchen Familien, wo ein Kind den Vorzug vor seinen Geschwistern gewonnen hat, ist selten der Liebling gut. Die andern aber, die manchmal die Gleichgültigkeit der Eltern, und ihre Härte, nebst dem Muthwillen des Schooskindes, erfahren mußten; pflegen, wenn sie nicht erbittert werden, zu guten Menschen zu erwachsen. Aus Liebe sind Eltern gegen ihre Kinder partheiisch, sehen ihre Fehler nicht, und tadeln an fremden Kindern, mit Recht, dasjenige, worüber sie an den ihrigen lächeln. *)

Aus

*) Wer kann es der elterlichen, und vornemlich der mütterlichen Liebe verargen? Sie muß sehr stark seyn; denn wie würden sonst Eltern sich allen Beschwerden unterziehen, die ihnen Kinder verursachen? Was haben die Mütter nicht, wenn sie ihre Pflicht thun wollen, mit den Kleinen für Noth! Wie viele würden, ohne diese mächtige Liebe, verwahrloset werden? Man verzeihe ihr also, in Rücksicht auf ihre vortreflichen Dienste, ihre Schwachheiten, und
den

Auß eben diesem Grunde kann Niemand Richter in den Angelegenheiten seiner Verwandten seyn, oder für sie zeugen.

Alle Arten der Liebe müssen etwas enthuflastisch, und folglich — blind seyn. Nehmet ihnen diesen Fehler, so bleibt nichts als eine kalte Vorliebe, ohne Reiz; alle ihre Kraft geht verlohren.

14. Arti

den Schaden, den sie aus Wohlmeinung thut. Wie könnte eine kalte, ruhige Zuneigung, die im Stande wäre, die strengste Gerechtigkeit zu beobachten, sich vor jeder Partheilichkeit zu hüten, die Gesetze einer genauen Kinderzucht zu beobachten, und alle die kleinen Fehler an den Kindern zu sehn, zu tadeln und zu verbessern, — wie könnte eine solche kaltblütige Liebe Eifer und Muth genug haben, um alle die ängstlichen Sorgen zu tragen, alle die Beschwerlichkeiten zu übernehmen, die die Erhaltung und Erziehung der Kinder den Eltern, und vornemlich einer Mutter auflegt? Der Mutter muß das Kind gefallen, wenn sie es verpflegen soll; sie muß es von einer ausnehmenden Schönheit finden, es muß ihre ganze Freude seyn, da sie sich für dasselbe aufopfern soll. Sie kann also nicht tausend kleine Flecken bemerken, die ihr Herz abwenden könnten.

Es ist zu bemerken, daß wir nicht eigentlich die Dinge lieben um der Vortreflichkeit willen, die wir an ihnen wahrnehmen; sondern daß wir sie vortreflich

lich

14. Artikel.

Von dem Widerwillen gegen das Uebel.

Der Widerwille gegen alles Uebel ist ein nothwendiges Mittel unsrer Erhaltung; und gegen die Unordnung und das Laster die sicherste Brustwehr der Unschuld und der Tugend. Was bringt er aber nicht für unsägliches Unheil in die Welt? Aus der Abneigung vor dem Uebel entsteht die Furcht, das Schrecken, die Kleinmüthigkeit, die Scheu vor Anstrengung und aller Muth, die mit Aufopferung und Gefahr verbunden ist. Daraus erwächst Feindschaft gegen

lich finden, und Vorzüge und Vollkommenheit darin sehn, weil wir sie lieben. Manche Mutter findet ihr Kind allerliebste, die es abscheulich finden würde, wenn es Fremden zugehörte. — Es ist so schön, weil es ihre ist. Ein Liebender sieht in seiner Geliebten Schönheiten und Tugenden, die kein anderer entdecken kann. Ueberhaupt ist es nicht eigentlich die wahre Vortreflichkeit des Gegenstandes; sondern die Vortreflichkeit, die wir hineindichten, die uns entzückt. Wie viel ist die Natur in Gedichten nicht schöner, glänzender, reizvoller, als in der That?

gegen Beleidiger, Haß, Rache, mit allen ihren Folgen.

Die Abneigung von dem Laster erstreckt sich leicht, und fast unvermeidlich, auf den Lasterhaften. Desters kommt eine falsche Schätzung des Lasters dazu; alsdann wird dieses heilsame Gefühl ungerecht.

Irthum in Religionsachen, falscher Begriff von Wahrheit, Glauben und Gottesverehrung; das Vorurtheil, daß unsre ganze Masse von Religionsbegriffen lauter ächte Wahrheit ist; der Wahn, daß jeder Mensch diese vermeinte Wahrheit, eben so gut als wir, einsehen und annehmen könnte, wenn er wollte, und daß man sie also nur aus Hartnäckigkeit verwirft; verdreht dieses gute Gefühl zu Verfolgungsgeist.

Derjenige, der, weil er weder sich, noch den Menschen, noch die wahre Moral kennt, sich einbildet, daß es einem jedem so leicht als ihm wäre, diese oder jene gute Eigenschaft zu haben, die er besitzt, und erworben zu haben glaubt; welcher denkt, daß dieser und jener Fehltritt leicht zu vermeiden ist, weil er ihn vermieden hat; der von der Kraft der Erziehung, der Gewohnheit, des Zwanges der Umstände, der
 Armuth

Armuth und des Reichthums, der Versuchung und der Gelegenheit nichts weiß; der wird aus diesem vortreflichen Gefühle, aus Widerwillen gegen das Böse, hart und ungerecht, beurtheilt den bedauernswürdigen Gefallenen lieblos. Er wird, doch ohne Heuchelei, ein Pharisäer, der das gefallene Weib steinigen will; der den Schüler Jesu tadelt, daß er mit ungewaschenen Händen ist, und Christum verdammet, weil er am Sabbath einen Kranken heilt. Zu dem allen ist weiter nichts nöthig, als unwissender Eifer für jedes Gute, für Religion und Gottesfurcht, und ernster, aber unerleuchteter Abscheu vor allem Uebel. Herrliche Gefühle! die aber großes Unheil angerichtet haben, und die desto furchtbarer sind, je stärker sie ein edles Herz entflammen.

Von dem Zorne, der nur ein höherer Grad und ein schleuniger Ausbruch dieses Gefühls ist, kann man eben dasselbe sagen.

 Vom Gefühl des Guten.

Aus dem Gefühl des Guten fließt die Begierde, es zu genießen, und folglich es zu erwerben. Dieser Trieb ist zu unsrer Erhaltung schlechterdings nothwendig. Er ist die Ursach aller unsrer Arbeit und Anstrengung. Er ist, dem wir unsre Ausbildung, und alles was wir Gutes haben, verdanken. Er ist aber auch, der unsre Ruhe stört, quälende Sorgen, Wünsche, Hoffnungen, Misvergnügen erzeugt. Durch ihn plagt uns ein unersättlicher Durst nach dem Besitz; der Kummer des Mangels; der Schmerz der fehlgeschlagenen Hoffnung. Die Begierde wendet alles an, List, Betrug, Ungerechtigkeit, Gewalt, um ihren Gegenstand zu erreichen. Der Irrthum gesellet sich zu ihr; denn der Mensch ist nicht allwissend. Dieser spiegelt uns falsche Güter vor, und blendet uns durch den Schimmer. Wir streben nach leeren Schätzen, oder nach verderblichen Dingen, und härmten uns, daß wir sie nicht erreichen können.

Der Geschmack ist ein Theil oder ein Reiz der Begierde. Er versüßt uns den Gebrauch der nöthigen Nahrungsmittel, und macht uns aus

aus einem Bedürfnis ein Vergnügen. Er ist es aber auch, der uns zur Unmäßigkeit verleitet, und durch solche die Gesundheit zerrüttet, den Verstand benebelt, und das Leben verkürzt. Wenn er sehr verfeinert ist, so daß er das Gute, das Vortrefliche recht zu empfinden fähig ist, so empfindet er auch das Schlechte, das Unschmackhafte, das Ekelhafte, und vermischt das Vergnügen, das ein Andern am Gewöhnlichen, Mittelmäßigen findet.

So ist es mit dem Geschmak überhaupt und in allen Stücken. Er wird zur Leidenschaft, zum Laster, zur Plage. Der verfeinerte Geschmak, auch der edelste, quält uns durch Ekel. Das ist schon gesagt worden. (10. Art. Von der Empfindsamkeit.)

„Chez les tristes humains par un abus fatal
„Le bien le plus parfait est la source du mal.“

„Bei den beklagenswürdigen Sterblichen,
„wird durch einen traurigen Mißbrauch das
„vollkommenste Gut zu einer Quelle von
„Uebel.“

Sehr merkwürdig: das vollkommenste Gut! Gerade was ich in dieser Schrift zu beweisen suche; nemlich, daß das Gute um desto mehr Schaden kann, je grösser es ist. Um das Uebel aus der Welt zu schaffen, müßte man al-

les Gute daraus vertilgen, d. h. die ganze Welt zernichten.

Freilich entsteht das Uebel, wie die angeführten Verse sagen, aus dem Misbrauch des Guten; das habe ich schon gesagt. (s. III. B. I. Kap.) Allein es ist immer die wohlthätige Kraft, die schädlich wird. Und wie sollte wol der Misbrauch zu verhüten seyn, da der Mensch nothwendig beschränkt ist, und unmöglich allwissend seyn kann.

16. Artikel.

Von der Religion.

Nichts ist vortreflicher, als die Gottesfurcht und die Empfindungen der Religion. Nichts kann den Menschen mehr in den Mühseligkeiten des Lebens aufrichten, seinen Muth, bei der Last der Arbeit und der Erfüllung schwerer Pflichten, stärker anfeuern; ihm so wirksamen Trost bei allen Leiden einflößen, ihn mit belebender Hoffnung erfüllen, seine tugendhaften Entschliessungen beseelen; ihn in seiner Schwachheit, im Kampf wider die Anfechtungen und Leidenschaften kräftiger unterstützen. Die Religion erhebt die Seele, zeigt uns große Gegenstände

stände — einen Gott, seine Liebe gegen uns, seine sorgende Fürsorge, ein unsterbliches Leben. Diese erhabnen Gegenstände entflammen die Seele, geben ihr Schwung und Kraft, den Leiden, den Verfolgungen, dem Tode selbst zu trotzen; mit frohem, oder doch ruhigem Muth in die Gefahr zu gehn, und jeder Art von Feinden mit Zuversicht entgegen zu sehn. Die schwersten Pflichten werden erfüllt, mit Treue und Standhaftigkeit erfüllt, wenn man ihnen das Siegel der Religion aufzudrücken weiß.

Sie besteht in einer eifrigen Liebe zu Gott, und einer unerschütterlichen Zuversicht seines Schutzes und seiner Gnade. Gewiß die vorzüglichsten Eigenschaften!

Wem ist aber das unsägliche Uebel unbekannt, das sie erzeugt hat? Irrthum, Leichtgläubigkeit und Schwärmerei pflegen ihre treuen Begleiter zu seyn, und durch sie, den größten Schaden anzurichten.

Religiosität kann bei dem großen Haufen ohne Leichtgläubigkeit nicht seyn. Das Volk kann die Glaubwürdigkeit der Lehrsätze in der Religion nicht prüfen; es weiß Wahrheit und Irrthum nicht zu unterscheiden, den Werth der Beweise, die man ihm für seine Glaubenslehre

anführt, nicht zu beurtheilen, wenn man sich ja die Mühe gibt, ihm Beweise zu geben — eine sehr überflüssige Mühe, die öfters mehr schaden als fruchten mag. — Wie sollte das Volk den Bindungen der zusammengesetzten Weise, worauf sich die Religion gründet, folgen können? wie alle die Gelehrsamkeit sammeln — nicht sammeln, nur begreifen — die dazu erfordert wird? Und nun vollends die Kinder, die Unmündigen, denen man das alles vorträgt. — Denn man erwartet ja nicht die Jahre der Vernunft, man kann sie nicht erwarten. Das Volk muß die Religion auf das Wort seiner Lehrer annehmen. Hier ist kein Mittel; Leichtgläubigkeit oder Unglauben!

Und selbst der Gelehrte — Wie oft beruht sein Glaube auf — hinlänglich geprüften Gründen? Rühmt sich jede Religionsverwandtschaft nicht ihrer erleuchteten Männer? Die Religionsverwandtschaften können doch unmöglich alle die lautere Wahrheit haben.

Leichtgläubigkeit ist also nothwendig, wenn Religiosität im Allgemeinen statt finden soll. *)

Sobald

*) „J'eusse été près du Gange esclave des faux Dieux,
„Chretienne dans Paris, musulmane en ces lieux.

„L'in-

Sobald Leichtgläubigkeit da ist, wird sie nothwendig gemisbraucht werden. Ich will nicht einmal sagen, daß die Priester solche zu ihrem Vortheile ergreifen, und das Volk mit Aberglauben erfüllen können. Nein; gesetzt auch, daß alle Priester von jeher nichts anders, als erleuchtete, treue, würdige Lehrer gewesen seyen; genug, daß sie, und das Volk, das sie lehren, nicht allwissend sind; genug, daß sie in der Sprache dunkel und zweideutig, ohne ihr Verschulden, seyn können, und daß das Volk öfters die Sprache nicht versteht, manches nicht fassen, einem Schluß nicht folgen kann; so

N 3

wird

„L'instruction fait tout, et la main de nos peres
 „Grave en nos foibles coeurs ces premiers ca-
 racteres.“

„An den Ufern des Ganges, sagt Jayre, würde
 „sich eine Anbeterin der Götzen, in Paris eine Chri-
 „stinn geworden seyn; hier aber folge ich den Mu-
 „hamed. Die Erziehung thut hierin alles, und die
 „Hand unsrer Väter bildet die ersten Eindrücke in
 „unsere Herzen.“

Allenthalben ist das Volk auf das Wort seiner
 Lehrer und Väter gottesfürchtig. Eben so wie es
 zu Konstantinopel Muhamedanisch ist, eben so ist es
 christkatholisch zu Rom und zu Wien, lutherisch zu
 Augsburg, und calvinisch zu Genf und Amsterdam.

wird schon Irrthum und Aberglauben entstehen müssen. Die Phänomene in der Natur werden das Volk und die Lehrer in Erstaunen und Schrecken setzen. Der Donner wird ihnen die Stimme Gottes, sein Schelten werden; ungewöhnliche Unglücksfälle, Strafgerichte, oder die Wirkung eines bössartigen höheren Wesens seyn.

Daraus fließen schon alle Arten von Reinigungen und Versöhnungen, von dem heillosen Händewaschen, bis auf die Sühnopfer von Menschenblut, von eigener Kinder Blut. Diese Lehre wird von den Vätern auf die Kinder und Enkel sich fortpflanzen, und wachsen — Leichtgläubigkeit und Ehrfurcht für die Vorfahren und das Alterthum, werden den Aberglauben, Trotz den Wissenschaften und der Kenntniß der Natur, erhalten; mitten unter den schönsten Experimenten der Naturlehre und der Scheidekunst, werden Gespenster und Hexen ihr schändliches Ansehen behaupten.

Also wird manches zur Religion gerechnet werden, was dazu gar nicht gehört, und wird eben so heilig seyn, als die wichtigsten Lehren und Pflichten derselben. Die Liebe zu Gott wird dies alles auch mit umfassen, was man, irrig oder mit Wahrheit, für göttlich halten wird.

Nach

Nach und nach wird der fromme Eifer für das Aufferwesentliche, das Wesentliche in der Religion verdrängen, und der wahren Frömmigkeit nachtheilig seyn. Tugend ist schwer, sie ist der Sieg über die Lüste — viel leichter ist es, Cerimonien zu beobachten, Gebete zu halten, die Hände zu waschen, und Opfer zu bringen. Man wird also durch den Eifer für die Gebräuche der Religion sich wegen der Verletzung der Tugend beruhigen. Man kann ja die göttliche Gerechtigkeit ausöhnen, und Gott ist gnädig und barmherzig! Noch mehr. Es ist leichter als man glaubt, in seiner frommen Einfalt die Tugend den Gebräuchen nachzusetzen. Tugend bringt ihren Lohn mit sich — wer in seinem Beruf treu und fleißig ist, hat Brod. Tugend ist also für uns gut, und scheint vor Gott keinen eigentlichen Verdienst haben zu können. Aber die Gebräuche — die sind für Gott, für Ihn beobachtet man sie, Ihm zu Ehren beweist man darin Eifer — also scheint die Beobachtung derselben etwas höheres zu seyn, und verdienstlicheres zu haben; es scheint, als wenn Gott uns einigen Dank dafür schuldig wäre, und man hofft von seiner Gerechtigkeit, oder doch wenigstens von seiner großen Güte, daß er diese Frömmigkeit nicht unbelohnt lassen wird.

Je stärker nun die Liebe zur Religion ist, desto stärker klebt man an dem irrigen Glauben, desto schwerer wirds dem Lehrer, Irrthum auszurotten, und Wahrheit zu befördern. Alles, was wider den angenommenen Glauben streitet, wird als Unglaube, Freigeisterei, Ketzerei und Gottlosigkeit verworfen.

Eben deswegen, weil das Volk nicht im Stande ist, Irrthum und Wahrheit zu unterscheiden, nimmt der Vorsichtige Anstand, jenen anzugreifen, aus Furcht, die Wahrheit zugleich mit niederzureißen. Der Glaube an Gott, und der Glaube an Hexen und Kobolde beruhen mehrtheils auf einem und demselben Grunde. Erschüttert man diesen, so schwankt jener zugleich. Aus diesem Grunde hat Jesus manchen jüdischen Irrthum unangetastet gelassen, und er erklärt sich darüber in dem Gleichniß von dem Weizen und dem Unkraute. Passet das Unkraut stehn, sagt er, damit ihr nicht den Weizen zugleich mit ausreisset.

Es wird jetzt soviel von Aufklärung des Volks geredet und geschrieben; selbst die Berlinische Akademie hat die Frage davon zur Preisaufgabe gemacht. Ich glaube aber, daß sich noch davon sehr vieles sagen ließe. Man hat darüber gelacht, daß die Akademie solche Frage auf

aufgegeben, und widersprechende Meinungen gekrönt hat. Ich kann darüber nicht lachen, und sehe nicht den geringsten Anlaß dazu. Gewiß war die Frage der Mühe werth — zu wünschen wäre es, daß alle Akademien immer gemeinnützige Wahrheiten bearbeitet, und weniger auf Grübeleien und Komplimente die Zeit verschwendet hätten. Warum sollten sie nicht das Ja und das Nein krönen? Ich dünkte, das gereichte ihrem philosophischen Zweifel, und ihrer Unparteilichkeit zur Ehre — denn, wahrlich, die Frage ist noch nicht ganz ausgemacht. In Abstrakto möchte man vielleicht bald damit fertig werden, aber in der Wirklichkeit der Dinge —!

Meine Herren! was ist denn Aberglauben, Vorurtheil? Je nun, was nicht auf zulänglichen Gründen beruht. Sie geben mir viel zu, und ich möchte sagen, gewonnen Spiel. Denn nach dieser Definition ist das ganze Wissen, die ganze Religion des Volkes Vorurtheil und Aberglaube. Oder ist Aberglaube, was der Lehrer dafür erkennt? Dies wäre wol noch die bequemste Definition. — Allein — da gerathen wir in eine noch größere Verlegenheit; denn von einer Stadt zur andern, von einem Pfarr- und Schulhause zum andern wird sich Wahrheit und Aberglauben verändern. Hier

lehrt man die Lehre von dem Teufel, von der Erbsünde, von der Dreieinigkeit, von dem Ver söhnungstode Jesu — dort läugnet man einige von diesen Sätzen, am dritten Orte werden sie alle verworfen, u. s. w. Was ist nun Wahr heit, was Aberglauben? wo ist das untrü gliche Kennzeichen beider? Gehn sie so alle Leh ren durch, sowol in der Religion, als in den Wissenschaften.

Kann das Volk Wahrheit erkennen, Wahr heit ertragen? Sollte manche Wahrheit, in dem jezigen Zustand der Dinge, nicht schäd lich seyn?

Wollen sie zum Kennzeichen der Wahrheit die Nuzbarkeit, und zum Probierstein des Irr thums die Schädlichkeit nehmen? Ich mache mich anheischig, den Nutzen mancher Lehre, die von den meisten zum Aberglauben gerechnet wird, zu erweisen, und noch leichter den Schaden man cher Wahrheit darzuthun. Alles ist nützlich und schädlich; in allen unsern Untersuchungen kommt es auf eine Berechnung des Mehr und Weniger an. Nihil est ab omni parte bea tum, (nec infelix.)

Gesezt die Frage wäre von dieser Seite aus gemacht, so bleibt noch eine große Schwierig keit

keit — Wie soll man das Volk zur Wahrheit führen, wie seinen Aberglauben ausrotten? Man sehe nur, wie es mit der bloßen Verwechslung eines Gesangbuchs geht. Soll man dem Volke auf einmal, von Obrigkeit wegen, eine neue Lehre aufdringen — ? Dann haben wir Unruhe, Verfolgungen, offenbare Ungerechtigkeit gegen diejenigen, deren Glaube, Herz und Gewissen an dem Alten hängt. Und im Grunde, was wird dadurch gewonnen? Wahrheit? Nicht doch. Bei dem Volke ist alles Vorurtheil, und weiter nichts. Und man vertauscht dadurch nur einen alten Aberglauben mit einem neuen. Der Geist gewinnt nichts — er wird aus den alten Fesseln herausgerissen, und in neue eingeschmiedet. Denn, es wird doch immer ein System seyn, und seyn müssen — und ein System ist so gut, als das andre — Die Moralität — die gewinnt selten dabei etwas.

Der große Friedrich will keinen Befehl geben zur Einführung des neuen Gesangbuchs. Er hat Recht; denn nur der Erleuchtete würde dabei gewinnen, und das ist der kleinste Haufe, der kann sich mit dem neuen Gesanabuch erbauen, wo und wann er will. Das Volk hängt an dem alten, man thut ihm weh, wenn man es losreißt, und verschafft ihm keinen Vortheil.

Wann

Wann er Nutzen von solcher Veränderung wird haben können, d. h. wann sein Geist dazu reif seyn wird; dann wird die Veränderung von selbst geschehn — es sie verlangen. Man arbeite also nur allmählig an seiner Erleuchtung, das übrige wird ohne Handanlegung erfolgen.

Der Eifer für Wahrheit macht, daß man allerlei Mittel anwendet, seinen Glauben auszubreiten; denn man hält seinen Glauben für Wahrheit. Der Gedanke, daß Gott die Wahrheit liebt, macht den Eiferer für das Heil der Andersgläubigen, die er Irrgläubige nennt, besorgt; wenn er Menschenliebe hat, wird er, um des Heils der Irrenden willen, zudringlich und ungestüm. Wie er seine Wahrheit so leicht und deutlich einzusehn glaubt, weil er davon ganz überzeugt ist, so denkt er, daß es Andern eben so leicht sey, sie anzunehmen; er begreift nicht, wie man so blind seyn kann, wie man so deutliche Lehren nicht gleich einseht; und daraus schließt er, daß man muthwillig der Wahrheit widersteht, Gott beleidigt, und sein eignes Wohl von sich stößt. Der Eifer für Gottes Ehre, und der Widerspruch reizen ihn zum Zorn; daraus entsiehn Verlezzungen, Lästerung, Haß, und, wenn es die Umstände zulassen, Ungerechtigkeit, Gewaltthätigkeit, Verfolgung, Krieg und Blutvergießen.

Man

Man würde ganz gewiß der Menschheit zu nahe treten, wenn man ihr alle Ausschweifungen und Irrungen des Religionseifers und des Fanatismus, als Bosheiten anrechnen wollte. So viel ist gewiß, daß Priesterbetrug, Heuchelei und Politik manche Verfolgungen erzeugt haben; allein ich bin fest überzeugt, daß die mehresten von den abscheulichsten Blutbädern, worüber die Menschheit zu unsern Tagen erröthet, die Wirkung eines wahren frommen Eifers für die Ehre Gottes, die Ausbreitung der Wahrheit, und das Heil der Menschen in diesem und jenem Leben, gewesen sind. Freilich irrte man in den Grundsätzen, und in den Mitteln, die man brauchte; die Beweggründe aber waren gut.

Wir haben an dem Apostel Paulus ein deutliches Beispiel von dem, was ich hier behauptete, daß die Verfolgung eine Folge von dem so vorzreflichen Religionseifer ist. Als Jude und als Christ war er ein Eiferer. Als Jude glaubte er, die Christen wären Feinde Gottes, und er verfolgte sie, aus Liebe zur Religion, d. h. zu Gott. Nachher, als er die christliche Lehre für die Wahrheit hielt, feuerte ihn derselbe Eifer an, Arbeit und Noth und Verfolgung zu ertragen, und endlich sein Blut für diese Lehre zu vergießen.

Das

Das war von jeher der Zustand des Volkes in Ansehung der Religion. Daher kommt, daß verschmizte Bösewichter, die es gegen die sogenannten Ketzer aufzuheizen gesucht haben, nie andre Beweggründe, als Liebe zur Wahrheit, Beförderung der Ehre Gottes, und Heil der Seelen, vorschützen. Jederzeit verbargen sie unter dieser ehrwürdigen Larve ihre Habsucht, und ihre Ehrbegierde.

Ein wenig Schwärmererei, etwas Widerwille gegen andre Religionsverwandte, Partheilichkeit für seine Glaubensgenossen und Aberglaube, ist bei dem Volke, von dem Religionseifer fast unzertrennlich. Aus diesem Grunde wünschen manche den Religionseifer weg. Sie betrachten aber die Sache nur einseitig. Freilich thut dieser Eifer Schaden, großen Schaden. Freilich hat er manchmal die heiligsten Pflichten unter die Füße getreten. Allein, hat er denn nicht auch viel Gutes gethan? Man kann sich in dieser Berechnung leicht irren; weil das Unheil, das der Eifer gestiftet hat, in die Augen fallend ist; der Nutzen aber, den er erzeugt, sieht man nicht; weil er größtentheils im Verborgenen geschieht. Wer weiß, wie viel Wohlthaten, wie viele Versöhnungen dieses Gefühl erzeugt; wie oft es Mäßigung der Begierden und Leidenschaften

ten,

ten, Beobachtung der Pflichten, treue Amtsführung bewirkt hat? Wer kann das Uebel, die Laster und Schandthaten vorzeigen und berechnen, die nicht geschehn sind, weil der Religions-eifer solche verhindert hat? Wer kann das schätzen, was ohne denselben geschehn wäre, und nicht geschehn ist?

Was die Urtheile über die Religion allemal zu ihrem Nachtheile ausfallen lassen wird, ist, daß eine Menge Uebel, die sie erzeugt hat, die Wuth, die sie entflammt, vor Augen liegen, und daß man ihr noch eine Menge Laster, Verbrechen, Ausschweifungen aufbürden kann, woran sie unschuldig ist; die man ihr aber zurechnet, weil sie den Vorwand und den Deckmantel dazu hergeben mußte, weil solche unter ihrem Namen geschehen, weil man ihr Ansehn dazu mißbraucht. Auf der andern Seite thut man gern der Erziehung, den Gesetzen, der Gewöhnung, dem Eigennuz, der Ehrliche, der Furcht, der Schwachheit, der Heuchelei, die Ehre, tausend gute Handlungen, tausend edle Thaten, auf ihre Rechnung zu bringen, an welchen öfters die Religion großen Antheil haben mag. Es ist unmöglich, bei der Menge der Triebe, die den Menschen besee- len, einem jeden sein Antheil an jeder Handlung

zu bestimmen. Und — gewiß, die Religion ist keine von den schwächsten Triebfedern des menschlichen Herzens! Bei dem Volke ist sie eine der stärksten und allgemeinsten.

Wo ist die Herrschaft, die irreligiöses Gesinde; der Regent, der atheistische Unterthanen haben möchte? Freilich werden solche Unterthanen, solches Gesinde, ihre Obrigkeit und ihre Herrschaft nicht um der Religion willen verrathen, vervortheilen, ermorden. Aber mit welchem Eifer werden sie ihnen dienen, zumal wenn die Obern schwierig sind? Werden sie ihnen treu seyn, werden sie die verborgenen Ungerechtigkeiten vermeiden? Menschliche Gesetze, Drohungen und Augen reichen nicht so weit, wie die Religiosität.

Nehmet die Gefühle für Religion weg, so wird alles schlaff und matt. Es entsteht keine Verfolgung, das ist wahr; aber es wird keine Aufopferung mehr geschehn; jeder wird ganz auf seinen Eigennuz sich einschränken, und sich um Andre wenig bekümmern. Ich möchte den Religionseifer mit der brennenden Sonnenhitze im Sommer, und die Irreligiosität mit dem Froste des Winters vergleichen. Jene ist der Gesundheit gefährlich, erzeugt Ruhren, Fleckfieber, Seuchen von aller Art. Allein sie belebt die
Natur,

Natur, treibt die Gewächse, reißt die Früchte, und bereichert uns mit Vorrath. Die Kälte des Winters thut keinen Schaden, die Seuchen hören auf, aber auch die Triebkraft der Erde; alles erstarrt, und liegt todt; sie bringt keine Frucht, und wenn sie anhielte, müßten Menschen und Vieh umkommen. *)

Ist es denn ausgemacht, daß wir mit Wegschaffung der Religion, auch das Uebel und die Grausamkeiten, die Clemens und die Ravailacs, die Bluthochzeiten, Dragonaden, wegschaffen werden? Werden die Leidenschaf-

ten,

*) Ueberhaupt ist's mislich und ungerecht, von einer Sache bloß nach dem Uebel, das sie erzeugt, urtheilen zu wollen. Auf diese Art wäre nichts in der Welt, das man nicht, mit Recht, verwerfen könnte; weil es nichts in der Welt gibt, das nicht unter gewissen Umständen schädlich werden sollte. Alles ist mit Gut und Uebel vermischt, und wir haben die Wahl nur zwischen minder und mehr Gut, minder und mehr Uebel. Wenn man billig urtheilen will, muß man das Gute und das Böse der verschiedenen Fälle mit einander vergleichen. Und in der Frage von der Religion muß man untersuchen, 1) ob die Religion mehr Gutes als Böses thut; und 2) ob die Irreligiosität nicht noch schädlicher seyn möchte?

ten, die die Religion misbrauchten, keinen andern Deckmantel finden, wenn man ihnen diesen nimmt? Schwerlich wird man es glauben. Die Leidenschaften sind viel zu verschlagen. Statt des Feldgeschreies, Kezzererei, reine Lehre, Ehre Gottes, Seelenheil; werden sie rufen, Freiheit, Majestät, Unterdrückung, Recht, Wigh, Thory, u. s. w. u. s. w. Der Mensch will einen Gegenstand seiner Thätigkeit haben; nehmet ihm das Eine, so sucht er einen andern, und ihr gewinnt nichts, als eine veränderte Gestalt; und das ist wahrlich der Mühe nicht werth.

Man schreit zu unsern Zeiten sehr über Priesterbetrug, Pfaffenstolz und Habsucht. Ich will den Stand nicht rechtfertigen, es wäre gar zu schwer. Kann man aber ihn als den Abschaum des menschlichen Geschlechts ansehen? Darf der Tadler sich brüsten, und sagen: So bin ich nicht? Würde er, der Tadler, der jetzt so zuversichtlich seinen Stein wirft, an der Stelle des Gesteinigten, besser seyn, als dieser? Das ist nicht ausgemacht. Wenn man den Menschen tadeln will, muß man — nicht allein auf seine Thaten, sondern auch auf seine Lage sehn. Hat diese große Schwierigkeiten, ist sie gefährlichen Versuchungen ausgesetzt, — dann beklage

beklage man den Mann; dann wünsche man ihm Kraft und Muth — aber man verdamme ihn nicht.

Die Lage der Priester ist von jeher die gefährlichste gewesen, die man nur denken kann; eine Lage, die die Tugend selbst verführen könnte. Lange Zeit sind sie das Orakel des Volks, die Fürsprecher desselben bei der Gottheit, die Stimme der Götter gewesen. Sie waren zugleich Aerzte, und hatten, der Meinung des Volkes nach, das Heil der Seele, und das Wohl des Leibes in ihren Händen. Sie genossen das Ansehn, als wenn sie wirklich die Herren über Zeit und Ewigkeit gewesen wären. Lange Zeit waren sie die alleinigen Besitzer aller Wissenschaften, und daher der Kräfte in der Natur. Die Fürsten hatten keine andre Rätthe, als die Priester. Also hatten die Priester die Herzen der Menschen in ihren Händen, weil sie alle Zügel und Triebfedern hielten, wodurch die Menschen gelenkt und getrieben werden. Sie vermochten alles.

Als Lehrer der Jugend, stand es bei ihnen, die Menschen so zu bilden, als sie sie brauchten. Ihr Ansehn legte den ersten Grund in das Herz der Kinder — und wie leicht war es, dieses Ansehn zu erhalten und zu vermehren!

Der Priester kann doch nimmermehr etwas anders seyn, als ein Mensch. Die Leidenschaften und Begierden kann er durch keine Einwirkung vertilgen. Ja, die Leidenschaften müssen bei ihm desto heftiger wüthen, weil er, vermöge seines Standes, dieselben wenigstens verbergen muß. Manches Opfer der Enthaltbarkeit, der Selbstverläugnung muß er bringen; dafür will sich die menschliche Schwachheit auf eine andre Weise schadlos halten. Das Herz mit seinen Begierden, ist wie ein Gefäß voll Wasser. Neigt man das Gefäß, so daß das Wasser den einen Rand bloß läßt, so ergießt sich dieses über den andern Rand.

Nun denke man sich Begierden, konzentrierte Leidenschaften, und dazu die Allgewalt in Händen! Was wird man da herausbringen?

Ist es denn so leicht, zu begehren, zu können, und doch nicht zu thun? Das ist ja der höchste Grad der Tugend!

Nothwendig mußten die Priester schlechter werden, als andre Menschen, weil ihre Lage weit gefährlicher war. Jetzt werden sie sich schon bessern, nun man ihnen die Macht genommen hat. Wohl den Völkern! Wohl den Priestern!

V. Kapitel.

Die Gesellschaft erzeugt eine Menge Uebel.

Die Gesellschaft ist gewiß eine von den vortreflichsten Einrichtungen; sie ist der Grund und das Mittel unsrer Entwicklung, der Ausbildung unsrer Seelenkräfte, die Quelle unsrer seligsten Gefühle, unsrer Ruhe und unsers Reichthums. Man vergleiche unsern Zustand mit dem der Feuerländer oder Kanibalen, die doch schon eine Gesellschaft unter sich machen; und man wird sehn können, was wir der Gesellschaft zu verdanken haben.

Sie unterwirft uns aber eine Menge von Bedürfnissen, die der Mensch in der Einsamkeit nicht haben würde. Weichlichkeit, Lekkerhaftigkeit und Pracht sind ihre nächsten Folgen.

Sobald viele Menschen gemeinschaftlich arbeiten, haben sie Muße und Ueberfluß. Diese erzeugen Künste, die mehr Bequemlichkeit verschaffen. Diese Bequemlichkeit gefällt; wir gewöhnen uns dazu; daraus entsteht Geschmak, Wollust, Begierde. Ein jeder sieht den bessern

Wohlstand der Andern, und wünscht ihn für sich. Man sucht jeden Reichen zur Mittheilung zu bewegen, schmeichelt ihm, erweist ihm Ergebenheit; daher das Gefühl von Ehre, von Vorzügen, und der Stolz des Reichthums. Alle wünschen geehrt zu seyn, bestreben sich also, eben so reich zu werden, oder wenigstens zu scheinen. Man sieht auf äußern Glanz mehr, als auf Wirklichkeit, weil jener mehr ins Auge fällt, und leichter zu erhalten ist. Dieß ist die Geburt der Pracht und Eitelkeit. Nun man auf die Spur gekommen ist, wird alles glänzend, der Geschmak thut große Schritte. Die Nutzbarkeit ist nunmehr unzulänglich; eine gewisse Eleganz muß ihr den Werth geben. Bald wird die Eleganz die Nutzbarkeit verdrängen, oder wenigstens auf die zwote Stufe herunter drücken. Ich bitte den Leser, mit mir zu betrachten, was wir da schon für Uebel haben.

Erstlich Bequemlichkeit und Weichlichkeit. Diese erschaffen den Körper, schwächen die Gesundheit, vermindern die Kräfte, machen uns zu Sklaven vieler überflüssigen Bedürfnisse, und gegen unangenehme Eindrücke zu empfindlich. Die Empfindlichkeit macht uns furchtsam; diese und die Schwäche erschweren uns jede Pflicht, jede Tugend, die mit Mühe, Anstrengung,
Unan-

Unannehmlichkeit, Widerstand, Gefahr verbunden ist. Dadurch unterbleibt manche edle Handlung; man will nur immer leicht und sicher gehn; und bald lernt man sich von Aufopferung und Beschwerden loszusprechen; man schränkt sich auf sein Ich ein; dann ist alles gut, wenns uns nur gut geht; und alles verworren, die Fürsorge wird zweifelhaft, die Menschen sind verderbt, ungerecht, grausam, sobald es uns fehlt. Aus dieser Quelle fließen alle Fehler und Laster, die sich auf Besitz und Wohlfeyn beziehen, als Habsucht, Ungerechtigkeit, Uebervorthellung, Hinterlist, Untreue, Verrätherei, Wollust, Trägheit, u. dergl.

In diesem Zustande der Weichlichkeit und der Entnervung, in welchen uns die Gesellschaft mit ihrem Reichthume, ihrer Sicherheit, ihren Einrichtungen, versetzt; erheben sich gemeinlich unsre Seelen. Weit gefehlt, daß die rohen Völker unsre Empfindungen, unsre Begierden, unsre Betriebsamkeit, unsre Lebhaftigkeit erreichen. Sie thun außerordentliche Thaten, ohne Erhebung der Seele, sie erschrecken uns mit ihrer Kraft zu dulden, mit ihrer Gemüthsruhe, ohne ein Gefühl davon zu haben; kaum sind sie moralische Wesen. Alles ist bei ihnen mechanisch. Sie tragen die Schmerzen ohngefehr so, wie

der Elephant eine ungeheure Last; ihre Thaten
 sind, wie die Thaten des Löwen. Der Grön-
 länder läuft, geht durch den tiefen Schnee,
 trotzet dem starrenden Froste und den Abgrün-
 den, wie sein Rennthier. Wir — wir thun,
 mit Würde und Erhebung der Seele, kleine
 Thaten, weil wir, bei unsrer Schwachheit, Muth,
 Geduld, Anstrengung zu den geringsten Verrich-
 tungen brauchen. Der Canadenser unternimmt
 ohne Borrath, eine Reise von zwei oder drei-
 hundert Meilen; des Tags läuft er, wie ein
 Hirsch; die Nacht legt er sich auf die bloße Erde.
 Dazu braucht er keinen Muth, weil er da keine
 Beschwerde empfindet. Unsrer Männer vom ge-
 sitteten Stande brauchen schon Muth und Ent-
 schließung, um in einer wohlausgepolsterten und
 mit allen Bequemlichkeiten versehenen Carosse,
 einige dreißig Meilen zu machen; weil ihnen die
 Reise beschwerlich wird. Wer es wagt, ein
 Paar Meilen zu gehn, gilt schon für einen
 außerordentlichen Mann, fast für einen Helden.
 Der Wilde ist in einem Zustande des vollkomm-
 nen Verhältnisses aller seiner Kräfte; er kennt
 und denkt und wünscht nicht mehr, als er mit
 seinen Kräften erreichen kann; und kann also
 alles thun, was er will. Bei uns aber sind
 die Seelenkräfte weit über die Sphäre unsrer
 ausübenden Kräfte hinweg; und ohnerachtet
 aller

aller Kräfte der Künste und der Natur, die wir uns zu unterwerfen gewußt haben, sind wir nicht im Stande, die Hälfte unsrer Begierden zu befriedigen; die Hälfte unsrer Unternehmen auszuführen, und unsrer Plane zu realisiren. Dieses Misverhältniß unsrer Kräfte zu unsern Begierden, ist die Quelle aller unsrer Noth.

Umsonst fassen wir weise, muthige Entschlüsse; und es ist gewiß, daß wir oft dergleichen fassen. Unstre Schwachheit, die Berwöhnung, die Weichlichkeit, der eingeführte Gebrauch, die Urtheile der Menschen, die Vorurtheile des großen Haufens, sind eine Last, die uns drückt und beständig niederhält. Wenn es uns zuweilen durch vieles Streben und Gewalt gelingt, uns auf einen Augenblick loszumachen und zu heben, so fallen wir den Augenblick darauf wieder zurück.

Zweitens haben wir Ehrsucht mit ihrem ganzen Gefolge, Verachtung, Unterdrückung, Eitelkeit, Rangsucht. Der Schein gewinnt die Oberhand. Die Verstellung beschönigt erst den äußern Zustand, hernach die Personen, die Gesinnungen, die Empfindungen. Gradheit, Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit gehn verloren.

Es folgt aus allem diesen, drückende Arbeit; weil der Mensch mehr verzehrt, mehr ha-

ben will, als das Bedürfnis; weil der Arme, oder minder Listige, für den Reichen mit arbeiten muß; welcher zehnmal mehr an sich reißt, als der arbeitende Theil genießt. Der Werth des Reichthums macht, daß man mit ihm alles bewerkstelligen und erwerben kann. Die Erfindungen der Künste sind alle zum Vortheil des Reichen, und zum Nachtheil des Armen; weil der Reiche allein den kostbaren Unterricht bezahlen kann, wodurch der Verstand gebildet und zu Erfindungen fähig gemacht wird; weil er allein die Erfindungen der Andern zu lohnern, und ins Werk zu richten vermögend ist. Dadurch kommt vollends aller Reichthum in seine Hände, und der Arme verliert das wenige, was er hat. Was thut jede Arbeitsmaschine anders, als daß sie dem Armen Arbeit und Brod nimmt, um es dem Reichen zu geben. Alles steht letzterem zu Dienste, Arm und Kopf der Menschen, ihre Glieder und ihr Blut, Unschuld und Tugend, und alle Kräfte der Natur; weil er bezahlen kann.

Der Reiche besitzt, mißbraucht und verschwendet; der Arme beneidet ihn, und sucht ihm ähnlich zu werden, oder wenigstens zu scheinen. Die Pracht wird herrschende Mode und Bedürfnis; es ist Sonderbarkeit, fast Schande, simpel

simpel zu leben. Die mehresten treiben den Aufwand über ihre Kräfte. Da entstehn Schulden, Bucher, Banquerut, Strafe, Elend.

Sobald der äußere Glanz dem innern Werth vorgezogen wird, fällt die Achtung auf diejenigen, die durch Pracht, Bildung, Politur der Sitten, angenehm in die Augen fallen; d. h. auf Reiche, und hauptsächlich auf Müßiggänger. Denn diese, die weiter nichts zu thun haben, können sich von der gefälligen Seite am mehresten ausbilden. Die Verachtung fällt auf das Volk; auf Ackerleute, Handwerker, Geschäftsmänner, d. h. auf den unentbehrlichen Theil der Gesellschaft, auf die Stützen des gemeinen Wesens.

Das sind die Grundübel, die gleich und nothwendig aus jeder Einrichtung einer polizierten Gesellschaft entspringen. Da haben wir schon eine Menge Laster und Elend.

Gesetze sind nothwendig. Sie erhalten die Gesellschaft, ihre Ruh, das Wohlsenn des Staates und dessen Glieder. Ohne sie ist kein Gemeinwesen denkbar. Der Despotismus selbst hat seine Gesetze.

Ein Gesetz ist eine allgemeine Bestimmung einer Gattung von Handlungen. Es hat zwar jedes

jedes seine besondern Bestimmungen und Ausnahmen; allein jede individuelle Handlung hat ihren auszeichnenden Charakter. Die Rechtsgelehrten sagen, daß: Wenn zwei dasselbe thun, so ist's nicht dasselbe. *) Auf diese individuelle Verschiedenheit kann das Gesetz nicht sehn, und wird dadurch oft und nothwendig, ungerecht.

Es ist wol unmöglich, ein Gesetz zu geben, das in keinem Fall hart, in allen aber gerecht und billig wäre; so daß keiner, mit Grund, da wider klagen könnte.

Die Gesellschaft verdirbt den Menschen nothwendig vom Grund aus, denn sie widerspricht allen seinen Grundtrieben, und schränkt alle seine Kräfte ein. Der Grundtrieb des Menschen ist Selbstliebe, Begierde nach Genuß, welcher nothwendig von allen Seiten zurückgehalten und gedrückt wird. Jeder Nachbar schränkt mich, und meine Wünsche und Begierden ein; jeder steht mit allen angränzenden in Kollision. Keiner kann haben, was er wünscht, und thun, was er will; alles ist, freilich zum allgemeinem Wohl, bestimmt und abgemessen; es kann nicht anders seyn; aber es ist doch immer jedem beschwerlich. Keiner kann sich Luft machen, ohne

*) Duo cum faciunt idem, non est idem,

ohne den andern zu drängen; das ist richtig. Daher eine beständige Reibung, ein immerwährendes Zusammenstoßen. Der Staat erfordert Dienste, die Jedem zur Last fallen, und wovon der Nutzen nur der Einsicht, der Klugheit sichtbar wird. Der wahre Dämon, der den Menschen verführt, ist — die Gesellschaft.

Reichthum und Armuth erzeugen Abhänglichkeit und Unterdrückung; unerträglichen Stolz und Niederträchtigkeit.

Das Eigenthum, ohne welches die Gesellschaft nicht bestehen kann, gibt zu Privatstreitigkeiten und Zänkereien, und zum Kriege Anlaß. Ohne die Gesellschaft möchten wol dann und wann Streitigkeiten und Gewaltthätigkeiten statt finden, sie würden aber selten seyn, weil die Menschen selten einander begegnen würden. Ueberdieß würden diese Gewaltthätigkeiten, physisch und moralisch betrachtet, von weit geringerer Erheblichkeit als jetzt seyn. Im moralischen nemlich, weil der Mensch bei dem Mangel der Ausbildung gar nicht moralisch, sondern ganz thierisch seyn würde. Im physischen aber, weil bei einem festeren Körperbau, bei minderer Empfindlichkeit, beim Mangel an Vorsicht, an Nebenbegriffen, an allem, was bei dem moralischen Menschen das Uebel so sehr erhöht, —

jede

jede Gewaltthätigkeit einen geringen Eindrit auf den Leidenden machen würde. Ich darf wol nicht darthun, daß diese öffentliche und Privatwisse ein sehr großes Uebel sind.

Wo eine Gesellschaft ist, muß Obrigkeit seyn. Und wie leicht läßt sich diese, durch ihre Macht, zu Ungerechtigkeiten, zu Bedrückungen verleiten? Sie verwaltet die Schätze des Staates; und was gehört für standhafte Redlichkeit dazu, um seine Hände unbesetzt zu erhalten! Die Gelegenheit sacht die Begierde an. Die Leichtigkeit, immer mehr zu haben, erzeugt Verschwendung; das Volk muß die Nahrung, zu dem Stolz, der Ueppigkeit seiner Vorgesetzten hergeben, und sich selbst das Nothdürftige entziehen, um den unersättlichen Golddurst, die unmäßige Wolust, zu sättigen und immer mehr anzufachen. Es schmiedet selbst seine Fesseln, und macht sie immer schwerer.

Das Wohl des Staates erfordert, daß die Obern geehrt werden. Diese Verehrung erfüllt sie leicht mit Stolz, und mit Verachtung gegen das Volk, dessen Diener sie sind, und sie nennen sich bald seine Herren. Das Volk wird neidisch, oder niederträchtig.

Die

Die Gesetzgebung und die Handhabung der Gesetze, die Strafen, das Vermögen, die Freiheit, die Person, das Leben der Unterthanen sind in den Händen der Obrigkeit; und es muß so seyn. Die Republik, die Demokratie hat hierin nichts voraus. Wie leicht ist's nun aber nicht, solche Macht zu Privatabsichten und Rache zu misbrauchen? Alle Begierden, Geiz, Wollust, Ehrbegierde, Haß, bedienen sich der Macht.

Die Obrigkeiten haben Anhang; eine Frau, Zuhlerinnen, Kinder, Verwandte, Lieblinge, Schmeichler, Diener ihrer Wollüste und Begierden. Diese alle nehmen an der Macht Theil, und alle auf Kosten des Volks. Alle sind durch ihre Hoheit verdorben, oder sind zur Gunst nur deswegen gelanget, weil sie verdorben waren. Dieser Anhang hat seinen Anhang auch.

Ich will nicht weiter gehn.

Man nehme aber die beste Obrigkeit, die selbst regiert, und sich von keinem regieren läßt; die keine Familie hat, oder keine kennt; bei der die Großen keinen Vorzug haben; die den Lüsten entsagt, von Zuhlerinnen und Lieblingen nichts weiß, und die höchstens, weil sie doch Menschengefühle hat, die Liebe, die sie nicht ganz

zu entsagen vermag, auf einen Unbedeutenden fallen läßt, der keinen Schaden thun kann — Diese Obrigkeit, die vollkommenste unter allen, kann doch nicht alles selbst thun; sie muß einen Theil ihrer Macht, die ganze Ausführung ihrer weisen und wohlthätigen Absichten einer Menge von großen und kleinen Dienern anvertrauen, welche ihre Weisheit nicht einsehn, nicht dieselben wohlthätigen Absichten haben; die, weil sie Menschen, und öfters schlechte Menschen sind, jeder in seinem Wirkungskreise, ihren Leidenschaften Gehör geben. Und wenn sie auch nur die Absichten der Obrigkeit schlecht verstehn, und daher nur halb, unrecht ausführen — Es kommt ja bei den besten Gesetzen immer auf die Ausführung an.

Es geht also der Gesellschaft, wie der Sonne. Gene bildet den Menschen, und verdirbt ihn; diese reißt die Frucht, und fault sie; bringt die Säfte in der Natur in wohlthätige Bewegung, und in schädliche Gährung; erzeugt Pflanzen und Früchte, und Seuchen; bringt Leben, und Tod. *)

VI. Kap.

*) „Freisenn heißt, nur von den Gesetzen abhängen.
„Deswegen liebt der Engländer die Gesetze, wie
„sein Vater seine Kinder liebt; weil er der Urheber
„ihres Daseyns ist, oder doch wenigstens zu seyn
„glaubt.“

 VI. Kapitel.

Uebersicht des zweiten Theils dieses dritten Buchs.

In diesem zweiten Theile des dritten Buchs habe ich zu beweisen gesucht, daß es die wohlthätigen Kräfte in dem Menschen und der Natur

„glaubt. Eine solche Regierungsform konnte nur
 „sehr spät entstehen; weil man lange Zeit gegen eine
 „Macht, die man immer verehrt hat, kämpften
 „musste; gegen das Ansehn des Papstes, das größte
 „unter allen; weil es auf Vorurtheil und Dumm-
 „heit beruhte: gegen die königliche Macht, die je-
 „derzeit geneigt ist, ihre Schranken zu übertre-
 „ten, und die man darin erhalten musste: gegen
 „die Macht des hohen Adels, welche eine wahre
 „Anarchie war: gegen die Macht der Bischöfe;
 „welche, durch die beständige Vermischung der welt-
 „lichen und der geistlichen Rechte, nach der Ueber-
 „macht über den Adel und die Könige unablässig
 „strebte.

„Nach und nach ist das Unterhaus ein Damm
 „geworden, der alle diese Fluthen in ihren Schran-
 „ken erhält.

„Das Unterhaus ist in der That die Nation;
 „denn der König, der das Haupt ist, sorgt nur für
 L. Band. ¶ „sich

tur sind, die das Uebel erzeugen. Mich deucht
daß der Beweis augenscheinlich und überzeu-
gend

„sich, für seine sogenannten Rechte; die Pairs
„sitzen im Parlamente nur für sich in ihrem eignen
„Namen; eben so auch die Bischöfe. Das Unter-
„haus aber sitzt im Namen der Nation, und be-
„treibt die Angelegenheiten der Nation; denn jedes
„Mitglied dieses Hauses ist ein Abgeordneter des
„Volks. Nun aber verhält sich das Volk zu dem
„König, wie ohngefähr acht Millionen zu eins;
„und zu den Pairs und Bischöfen, wie acht Millio-
„nen zu etwa zweihundert. Das Unterhaus stellt
„die acht Millionen freier Bürger vor.

„Diese Einrichtung, wogegen die Republik
„des Plato nur ein abgeschmackter Traum ist;
„Diese Einrichtung, von welcher man vermuthen
„sollte, daß Locke oder Newton, Halley oder Archi-
„medes sie eronnen haben; diese Einrichtung
„hat gräßliche Mißbräuche erzeugt, worüber
„es die Menschlichkeit schaudert. Die unver-
„meidlichen Reibungen und Kollisionen, die daraus
„entstanden sind, haben den ganzen Staat, zur
„Zeit eines Fairfax und eines Cromwells, erschüt-
„tert und beinah zerstört.“ (Quaestions sur l'En-
cyclopedie.)

Die vortreflichsten Einrichtungen also haben die
schrecklichsten Unordnungen und Zerrüttungen er-
zeugt.

Rein

gend ist. Ich habe gezeigt, daß jede Kraft schädlich wird:

1) Wenn sie auf einen unrechten Gegenstand wirkt.

§ 2

Von

Kein anderer Staat zeigt uns solche erschreckliche Revolutionen, als der Englische. Frankreich hat keine Königsmorde; aber Gerichte, Blutgerichte über Könige hat es nicht; England führt seinen Karl vor Gericht, und enthauptet ihn, im Namen der Gesetze, mit dem Schwerdte des Richters.

In der Republik ist alles aktiv, jeder Bürger ist ein Theil der Regierung und der gesetzgebenden Macht, eine wirkende, selbstständige Kraft. In der Monarchie ist alles passiv, der Alleinherrscher ausgenommen. In ihm ist die einzige thätige Kraft, die allen andern, als todten Kräften, den ersten Stoß und die Richtung geben muß. Folglich gibt es in der Republik unendlich mehr Reibungen und Kollisionen. Man sehe, zur Bestätigung dieses Satzes, die Römische Geschichte nach. In ihrem blühendsten Zustande, war des Sinkens auf dem Markt kein Ende; innere Ruhe zu verschaffen, mußte der Senat das Volk mit auswärtigen Kriegen beschäftigen. Kräfte müssen wirken; haben sie keinen äußern Gegenstand, so greifen sie, wie der leere Magen, sich selbst an.

Von der Art sind hizzige, stärkende Arzneien bei einem hizzigen Fieber, bei Entzündungen der Lunge, bei Geschwulst und Wunden; von der Art ist noch das Feuer, das uns und unsre Haabe ergreift.

Es ist zu bemerken, daß diese Schiklichkeit des Gegenstandes keinesweges in seinem Verhältniß zu der wirkenden Kraft besteht. In dieser Rücksicht, für die Kraft ist jeder Gegenstand, auf welchen sie wirken kann, recht. Nur wenn diese auf den Gegenstand nicht wirken kann, ist ein Mißverhältniß zwischen beiden. Also sind Steine und Metalle kein rechter Gegenstand für ein Messer oder unsre Zähne; weil letztere auf die ersteren nicht wirken können; das Holz aber, welches es auch ist, und wo es auch seyn mag, ist jederzeit ein paßlicher Gegenstand für das Feuer.

Die Paßlichkeit, wovon es bei der Beurtheilung des Uebels die Rede ist, besteht in dem Verhältnisse der Dinge zu uns, nach unserm Wohlstande und unsern Absichten. In dieser Rücksicht, ist Holz auf dem Herde und im Ofen ein paßlicher Gegenstand des Feuers, und ein sehr unpaßlicher, in dem Bau unsrer Häuser, und in unsern Geräthschaften. In Rücksicht auf die Kraft, ist alles, was sich schneiden läßt,

VI. Kap. Uebersicht des 2ten Theils. 229

läßt, ein schicklicher Gegenstand der schneidenden Werkzeuge. In Rücksicht auf uns aber ist ganz anders; es ist die Frage, ob wir das Ding ganz oder zerstückt brauchen, und wie es zu unserm Dienst geschnitten seyn muß: es ist die Frage, ob das schneidende Werkzeug uns Schaden oder Schmerzen verursacht.

Diese Schicklichkeit und Unschicklichkeit richtet sich also nicht nach der Natur der Dinge. Wenn das wäre, würde gar kein Uebel stattfinden. Da aber unsere Bestimmungen häufig der Natur der Dinge widersprechen müssen, so ist wol nicht anders möglich, als daß Uebel entstehe.

Zweitens ist jede Kraft schädlich,

Wenn der Gegenstand derselben ihrer Einwirkung bis zum Uebermaaß empfänglich ist; oder, wenn die Kraft dermaßen verstärkt wird, daß sie die Schranken ihres bestimmten Wirkungskreises überschreitet.

So wird die sonst stärkende Kälte durch Uebermaaß tödlich. So bekommt der Strom

einen zu starken Zuwachs an Wasser, seine niedrigen Ufer können ihn nicht in seinem Bett erhalten, die Dämme sind zu schwach, er überschwemmt, bricht durch, und verheert die Gegend. (Omne nimium in vitium vertitur).

Dieses Uebermaaß ist auch, sowol als die Unpaßlichkeit des Gegenstandes, nur ein Verhältniß zu uns, das nur durch unsre Absichten und Einrichtungen, durch unser Wohl und Weh bestimmbar ist; so daß ein und dasselbe Maaß einmal überflüssig, ein andermal gerecht, und noch ein andermal mangelhaft seyn kann. Das hängt von unsern Planen ab.

Ich habe die vornehmsten Kräfte in der Natur und in dem Menschen betrachtet. Unmöglich war es, sie alle zu untersuchen, theils weil es zu weitläufig gewesen wäre, und hauptsächlich, weil uns die mehresten noch verborgen sind. Ich bin aber fest überzeugt, daß sie alle so, wie diejenigen, die ich untersucht habe, beschaffen sind, alle müssen sie beim Uebermaasse, und bei unrechter Anwendung schädlich werden. Der Grund dieser Behauptung ist offenbar.

Das reicht aber nicht zu, um die an sich schädlichen, oder bössartigen Kräfte gänzlich auszuschließen; denn man könnte noch sagen:
 „daß

VI. Kap. Uebersicht des 2ten Theils. 231

„daß die wohlthätigen Kräfte zwar schaden können; daß es aber noch überdies bössartige Kräfte gibt, die unvermögend sind, etwas anders als Böses zu erzeugen; und daß diese weit mehr, als jene, schaden.“

Ich muß also zu beweisen suchen:

Daß alles Uebel die Wirkung wohlthätiger Kräfte ist.

So will ich denn nun die Uebel untersuchen, und die wirkenden Ursachen desselben zu entdecken trachten. Das ist der Gegenstand des dritten Theils dieses Buches.

Ist es nötig, es zu sagen? Der Leser darf keine vollständige Untersuchung aller Uebel, keine vollkommene Entwicklung aller Ursachen, die solche bewirken, erwarten. Das ist, keine Aufgabe für den Menschen, und vielleicht ein Eigenthum des, der diese Kräfte erschaffen hat. Ich hoffe aber, daß der Leser seine Mühe nicht ganz verlieren wird.